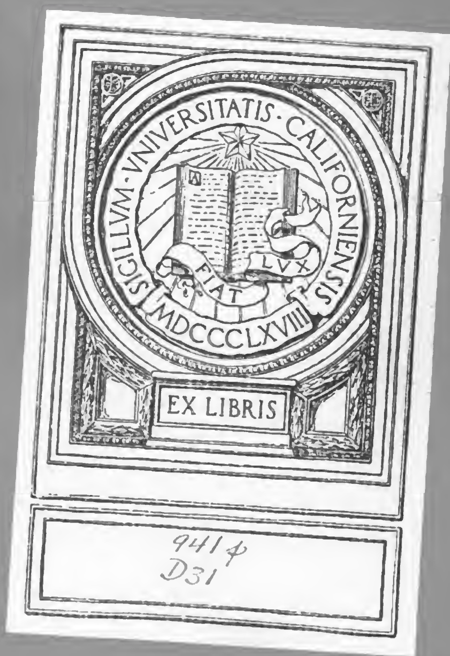
Alexander Pope

Albrecht Deetz


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS
941p
D31

Abbott, Edwin,

— A Concordance to the Works of Al. Pope. With an introduction by Edwin A. Abbott

London 1875.

Alexander Pope.

Ein Beitrag zur Literaturgeschichte
des achtzehnten Jahrhunderts
nebst Proben Pope'scher Dichtungen

von

Dr. Albrecht Deetz.



Leipzig, 1876.
A. Mentzel's Verlag.

Inhalt.

Charakteristik der Zeit.

Die glänzendste Epoche der römischen Literatur ist für ewige Zeiten mit dem Namen Augustus verbunden, und zwar mit Recht; denn während einerseits durch sein Erscheinen den endlosen, zerrüttenden Bürgerkriegen ein Ziel gesetzt und eine Aera des Friedens und der Sicherheit eröffnet wurde, die der Entwickelung der Musen vor allem nothwendig ist, überschüttete er andererseits mit königlicher Huld die Lieblinge der Musen selbst, und wenn dies auch mit der Nebenabsicht geschah, durch die Künste des Friedens die von politischen Leidenschaften erregten Gemüther zu besänftigen und auch sich selbst und seiner Regierung Weihrauch streuen zu lassen, so kamen doch seine Bestrebungen der echten Kunst zu Gute, wie das die Reihe von Künstlern und Gelehrten seiner Zeit bekundet, deren Werke die politischen Institutionen der Caesaren überdauert haben.

Der Name „Augusteisches Zeitalter" erweckt aber auch zugleich die Vorstellung von Männern, die, wie Maecen, hinter ihrem königlichen Freunde nicht zurückstanden, sondern es sich zur besonderen Ehre anrechneten, als Beschützer der Musen zu gelten.

Auch die englische Literatur hat in Analogie mit der römischen einer ihrer Epochen den Namen der augusteischen beigelegt; sehen wir zu, mit welchem Recht.

Dass dieselbe keineswegs die glänzendste gewesen ist, darüber wird heutzutage nicht mehr gestritten, aber auch wenn man die königlichen Gunstbezeugungen der Schriftsteller in's Auge fasst, so möchte sie auch in dieser Beziehung den Vergleich

mit der römischen nicht aushalten; denn die aus Holland herübergekommene Dynastie brachte zu geringes Interesse für englisches Wesen überhaupt mit, als dass sie an die glorreichen Traditionen einer früheren Zeit wieder angeknüpft hätte. Königin Anna war überdies ohne eigenes Urtheil und nur ein Spielball in den Händen der Faktionen.

Wenn aber auch nach diesen beiden Richtungen hin keine Aehnlichkeit zwischen diesen gleichbenannten Epochen aufzufinden ist, so möchte dies nach einer andern Seite hin vielleicht mehr der Fall sein.

Der hohe Adel Englands hat sich zu allen Zeiten, sowohl durch einen hohen Grad von Bildung, als auch durch opferfreudiges Interesse für die nationale Kunst vor dem anderer Länder vortheilhaft ausgezeichnet. Fast von den Anfängen der englischen Literatur an hat er gerne die Gönnerschaft der Künstler übernommen, und so hat auch diese Periode mehr als einen Maecen aufzuweisen.

Wie wahrhaft verschwenderisch solche Gunstbezeugungen aber waren, ersieht man am besten aus den Lebensschicksalen des damals beliebtesten Schriftstellers Addison.

Sein Gedicht „An Se. Majestät" (Wilhelm III.), welches er dem Staatssiegelbewahrer präsentirte, entzückte letzteren, den Lord Somers, so sehr, dass er dem damals noch wenig bekannten jungen Dichter eine Pension von £ 300 zuwandte. Unter der Königin Anna wurde er wegen seines Gedichtes über die Schlacht bei Blenheim durch Vermittelung des Schatzkommissärs Godolphin Unterstaatssekretair. Nachdem er seinen Cato geschrieben, stand er auf der Höhe seines literarischen Ruhmes, so dass er sich jetzt mit Erfolg um die Hand der Gräfin und Erbin von Warwick bewerben konnte. Die höchste staatliche Auszeichnung erhielt er, als er bald darauf zum Staatssekretair ernannt wurde; da er aber kein schlagfertiger Redner gewesen zu sein scheint, um die Massnahmen der Regierung im Parlamente mit Erfolg zu vertheidigen, so trat er bald darauf in den Ruhestand mit beiläufig einer Pension von £ 1500. Congreve erhielt, nachdem er sein erstes Stück „Der alte Junggeselle" geschrieben, durch

Vermittelung des Lord Halifax verschiedene Aemter zugewiesen, die ihm ein sicheres Einkommen von £ 600 einbrachten; nach der Thronbesteigung Georg's I. wurde er Sekretair für Jamaika mit £ 1200 jährlichem Einkommen. Gay, bis dahin Lehrling bei einem Seidenhändler, wurde, 25 Jahre alt, Legationssekretair; Steele sogar Parlamentsmitglied und Kommissair des Stempelamtes. Philips wurde Richter am höchsten Gerichtshofe in Irland. Wenn Swift sich mit einer Pfründe von £ 300 begnügen lassen musste statt des von ihm erstrebten Bischofssitzes, so lag dies mehr an seiner Persönlichkeit, an seinem zu dreisten Auftreten. Pope, der durch sein Religionsbekenntniss von allen Staatsämtern ausgeschlossen war, und den überdies seine hinfällige Gesundheit zu allen Privatanstellungen unfähig machte, hatte, obgleich er seine Unabhängigkeit gern betonte, doch eine ganze Reihe Gönner aufzuzählen. Seine Homer-Uebersetzung, die er auf Subskription herausgab, brachte ihm allein schon ein nicht unbedeutendes Vermögen ein.

Doch betrachten wir nun auch die Kehrseite der Medaille. Diese Auszeichnungen und Belohnungen galten in jener Zeit nicht eigentlich dem Künstler, sondern vielmehr dem willfährigen Werkzeuge, welches rückhaltslos dem Partei-Interesse diente. Denn der Parteigeist hatte sich, wie Macaulay treffend bemerkt, bis zum Wahnwitz gesteigert. Die Führer der beiden grossen politischen Faktionen, mit einziger Ausnahme vielleicht des eben erwähnten Lord Somers, der auch ausländische Künstler auf das freigebigste unterstützte, machten Jagd auf jedes auftauchende Talent und waren zu allen Opfern bereit, falls es sich ihnen mit Haut und Haaren verkaufte. Nicht Kunstwerke von bleibendem Werth galt es zu schaffen, sondern politische und religiöse Kontroversen, Streitschriften und vor allem witzige, beissende, schamlose Satire; denn man begnügte sich keineswegs damit, die öffentliche Thätigkeit eines Gegners zu bekritteln, sondern man machte sich mit Vorliebe an das Privatleben desselben, und wenn darin, was freilich bei der damaligen Zügellosigkeit der Sitten selten genug vorkam, nichts Anstössiges aufzustöbern war, so wurde mit cynischer Schamlosigkeit irgend eine Erbärmlichkeit dreistweg erfunden. „Pegasus war stets

willkommen, aber nur, wenn er als Schlachtross im Harnisch erschien, sonst hinab mit ihm in den Sumpf."

Genau genommen, hinkt also auch nach dieser Richtung hin der Vergleich. Es ist überdies aller Grund zu der Annahme vorhanden, dass man, als jene Bezeichnung aufkam, weniger an dieses etwas verkommene Mäcenatenthum gedacht hat, als vielmehr an die hohe Bedeutung der Dichtwerke selber; denn im ganzen 18. Jahrhundert galt es für ausgemacht, und nicht in England allein, dass diese unübertroffen, ja überhaupt unübertrefflich seien. Wie wenig stichhaltig sich diese Ansicht erwiesen hat, wie sie geradezu in das direkte Gegentheil umgeschlagen ist, ist bekannt.

Wie aber der Mensch gewöhnlich von einem Extrem in das andere verfällt, und dies gilt nicht am wenigsten von den Engländern, so, glauben wir, ging man und geht man auch in der Verurtheilung der literarischen Erzeugnisse jener Periode zu weit. Man kehrte mit Vorliebe die Schattenseiten derselben hervor und verdunkelte dadurch die Lichtseiten. Bei einer unparteiischen Gegenüberstellung beider wird man aber finden, dass all die Schwächen und Erbärmlichkeiten, die wir keineswegs zu beschönigen gedenken, ein gleichsam von den Vätern überkommenes Erbtheil gewesen, und dass das viele Lichtvolle und Schöne, was in ihnen zu Tage tritt, ihr eigenthümliches, selbsterzeugtes Gepräge ist; gehören sie doch einer Zeitepoche an, in welcher der moderne Zeitgeist sich zuerst zu regen beginnt, dem es oblag und noch obliegt, (denn bekanntermaassen befinden wir uns in dieser Entwickelungsphase noch heute), den ungeheuerlichen Wust, den das Mittelalter in intellektueller und moralischer Beziehung angehäuft hat, endgültig aufzuräumen, der zunächst von England aus, den französischen Geist befruchtend, die grosse Revolution herbeiführen half, auf welchem Umwege er dann auch bis zu uns gedrungen ist.

Um aber über irgend einen Abschnitt in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit zu einer objektiven Vorstellung zu gelangen, ist es nöthig, die verschiedenen geistigen Strömungen, die sich in demselben geltend machen, bis zu ihrem Ursprung zu verfolgen; bei dem uns hier interessirenden ist dieses ver-

hältnissmässig leicht, da dieselben der Hauptsache nach in dem vorhergehenden zu finden sind. Wir brauchen also nicht weiter als bis zur Restauration des Königthums zurückzugreifen. Wenn wir auf diese Weise einen Einblick in den Geist der damaligen Zeit gewonnen haben, so werden wir auch im Stande sein, ein gerechteres Urtheil über die Dichter und deren Werke zu fällen; denn auch diese dürfen nur im Lichte ihrer Zeit betrachtet und beurtheilt werden.

Wie die englische Sprache ein seltsames, nicht unglückliches Gemisch von germanischen und romanischen Elementen ist, so ist auch die Geschichte Englands nach allen Richtungen hin und jeder einzelne Engländer selbst (dass es viele Ausnahmen giebt, soll nicht geleugnet werden) ein seltsames Gemisch von Paradoxen. So wie es unzweifelhaft ist, dass der Engländer in politischer Beziehung den freiesten Grundsätzen huldigt, ebenso unzweifelhaft ist es auch, dass er im hartnäckigen Festhalten an altem, sich überlebthabendem Formelkram im öffentlichen und Privatleben der unfreieste, der Chinese unter den civilisirten Nationen Europa's ist. In der Entwickelungsgeschichte keines anderen Volkes zeigt sich die Aufeinanderfolge ganz extremer Richtungen so häufig, wie bei dem englischen. Der ganz ungewöhnliche Aufschwung, den die Nation unter der Elisabeth genommen hatte, und der so staunenswerth war, dass wir noch heute nach Gründen forschen, um ihn vollständig zu begreifen, wurde durch den finsteren Puritanergeist auf brutale Weise unterdrückt; auf diesen folgte ebenso unvermittelt ein Zeitalter der grössten Frivolität und Zügellosigkeit; nachdem dieses ausgetobt, lenkte die Nation allmälig in bessere Bahnen ein, und, indem sie theils zu alten Traditionen zurückkehrte, theils auf anderen Gebieten neues producirte, brach eine Zeit heran, in der sie sich zu einer weltgebietenden Macht emporschwang, um neuerdings nach der Anschauung gewiegter Politiker und Geschichtskenner in eine Stagnations-Periode zu verfallen, die sich dadurch charakterisirt, dass das Staatsinteresse hinter das Familieninteresse zu sehr zurücktritt.*) Bei keiner der hier

*) Nichts hält so sehr das Interesse für den Staat wach, als die persönlichen Opfer, die jeder Einzelne demselben zu bringen verpflichtet ist.

nur im Allgemeinen angedeuteten Umwandlungen in der Entwickelungsgeschichte der englischen Nation tritt das Unvermittelte der beiden sich ablösenden Aeren so grell zu Tage, wie bei der uns vorzugsweise hier interessirenden. Die Gründe dazu sind nicht unschwer zu finden.

Während nämlich auf dem Kontinente schon seit der zweiten Hälfte des dreissigjährigen Krieges die Religion nicht mehr das Agens der Haupt- und Staatsaktionen war, sondern vielmehr die Rücksichtsnahme auf reale, weltliche Interessen, verharrte England zu seinem Unglück noch über ein Jahrhundert lang in jener mittelalterlichen Marotte. Die Reformation war daselbst allzusehr von den Inhabern der Staatsgewalt beeinflusst worden, die nur zu eifrig bemüht waren, von der Erbschaft der Papstgewalt möglichst viel für sich auf die Seite zu bringen. Als späterhin besonders durch den Einfluss vom Kontinent aus die Bewegung sich vertiefte und die mehr bürgerlichen Schichten der Bevölkerung ergriff, da musste ganz von selbst durch Ver-

---

Beschränkt sich diese Verpflichtung auf nichts anderes als auf Steuerzahlen, wie in England, so ist es ein sehr billiger Patriotismus, der sich besonders im Auslande gern mit seiner Nationalität brüstet. So segensreich auch der Einfluss der Frauen auf unsere ganzen privaten und socialen Beziehungen ist, wenn sie in der durch die Natur ihres inneren Wesens bedingten Sphäre bleiben, so verhängnissvoll für den stetigen Fortschritt der Civilisation muss es werden, wenn er über diese Sphäre hinausgreift. Nun scheint es aber, dass nicht nur in Nordamerika, sondern auch in England dies entschieden der Fall ist. Denn nicht nur im Hause und in der Gesellschaft herrscht dort die Frau unbedingt, in beiden Ländern giebt es eine ansehnliche Partei, und darunter selbst sonst aufgeklärte Köpfe, die sich ernsthaft abmüht, ihr das Gebiet des öffentlichen Lebens und der Politik zu erschliessen. Und doch kann darüber kein Zweifel aufkommen, dass bei dem augenblicklichen, ernsthaften Strauss mit der schwarzen Schaar um die höchsten Güter der Menschheit eine Emancipation der Frauen nur den Feinden des gesunden Fortschritts zu Gute kommen würde.

Mit welcher Vorliebe übrigens diese einst so energische Nation sich an den harmlosen Geschäften der Kinderstube ergötzt, beweist allein schon die Reihe von Jahrgängen des Punch, die von Illustrationen und Anekdötchen aus der Kinderwelt voll sind, die wohl für grosse Kinder geschrieben sein mögen, aber nach deutschen Begriffen nicht in ein politisches Weltblatt vom Rufe eines Punch gehören.

gleich mit dem, was in andern Ländern geschehen war, der Gedanke aufkommen, dass man eigentlich auf halbem Wege stehen geblieben sei, und so erfolgte denn die zweite Reformbewegung der Dissenters oder Nonkonformisten. Dass aber verschiedene protestantische Richtungen neben einander aufkamen, war an und für sich nichts Aussergewöhnliches noch Schlimmes, es hatte ja auch sein Vorbild auf dem Kontinent; das Verhängnissvolle war eben nur das, dass die eine derselben mit ihrer ausschliesslichen staatlichen Anerkennung. auch zugleich die ganze Staatsgewalt zur Verfügung hatte, wenn es ihr beliebte, alle von ihren Lehrmeinungen Abweichenden zu verfolgen.

Die Nonkonfirmisten kamen aber dadurch in eine viel übelere Lage, als beispielsweise die von der Landeskirche Abweichenden in irgend einem deutschen Staate; denn sollte, um gleich den schlimmsten Fall anzunehmen, irgend ein Landesherr von dem ihm freilich noch durch den westphälischen Frieden sanctionirten Rechte, *cujus regio ejus religio*, Gebrauch machen, so fanden sie in einem anderen ihnen durch gleiches Bekenntniss verwandten deutschen Lande freundliche Aufnahme. Ein solches letztes Auskunftsmittel fehlte den englischen Dissenters; denn die anglikanische Kirche herrschte im ganzen Gebiet des Reiches, und da sie, was blutdürstige Verfolgungen anlangt, sich würdig an die Mutterkirche anreiht, so kann es nicht Wunder nehmen, dass das Gemüth der ruhelos Verfolgten finster und finsterer wurde, sich auf sich selbst zurückzog, bis ihnen günstige politische Konstellationen die ersehnte Gelegenheit boten, in der puritanischen Staatsumwälzung hervorzubrechen und Rache zu nehmen an ihren Verfolgern.

Als die Puritaner nach einer in mancher Beziehung nicht unrühmlichen Herrschaft das Heft der Gewalt ihren Gegnern überlassen mussten, kam es noch keineswegs zu irgend einer friedlichen Verständigung der hadernden Parteien.

Zählen wir in Kürze die Bedrückungen auf, deren sich die siegende Partei gegen die besiegte zu Schulden kommen liess.

Die Uniformitätsakte beraubte 2000 puritanische Geistliche ihrer Stellen; und als diese fortfuhren heimliche Andachtsstunden zu halten, erfolgte der Konventikel-Akt, wodurch alle

religiösen Zusammenkünfte von mehr als fünf Personen, wobei nicht das allgemeine Gebetbuch zu Grunde gelegt wurde, mit schweren Strafen bedroht wurden; und um die abgesetzten puritanischen Geistlichen gänzlich zu verderben, ging die Fünf-Meilen-Akte durch, wonach denselben bei Leibesstrafen verboten wurde, sich bis auf fünf Meilen ihrem früheren Sprengel oder überhaupt einer Stadt mit Korporativ-Rechten zu nähern. Und als nun Karl in der kaum verhehlten Absicht, den Katholiken Erleichterung zu verschaffen, eine Duldungsverordnung erliess, da setzte das hochkirchlich gesinnte Parlament die wahrhaft byzantinische Test-Akte durch, wonach alle, welche sich weigerten, das Abendmahl nach anglikanischem Ritus zu nehmen und eine Erklärung gegen die Transsubstantiation zu unterschreiben, für unfähig erklärt wurden, ein Amt oder eine Würde zu bekleiden. Der Herzog von York wurde bekanntermassen durch seine Weigerung des Testeides als heimlicher Katholik erkannt. Damit aber war dem Fanatismus der Anglikaner noch lange nicht Genüge geschehen. Sie zwangen nach dem grossen Brande Londons, den der Pöbel den Katholiken zur Last legte, den wankelmüthigen König, obgleich er von der Unwahrheit jener Beschuldigung überzeugt war, zu Gewaltmassregeln, durch welche 2000 Menschen eingekerkert, eine noch grössere Zahl aus London verwiesen und mehrere Geistliche hingerichtet wurden. Wie ein Hohn erscheint es, wenn man bedenkt, dass zu eben derselben Zeit das Palladium der persönlichen Freiheit, die *Habeas-Corpus-Akte*, durchgesetzt wurde, zu einer Zeit also, wo Einkerkerungen und Hinrichtungen Andersdenkender im Schwange waren.

Unter dem beschränkten, blutdürstigen Konvertiten Jakob II., der zu Anfang seiner Regierung mit den Hochkirchlern in einem geheimen Bündniss gestanden zu haben scheint, denen er ja auch ausschliesslich seine Erhebung verdankte, wandte sich die fanatische Wuth vor allem gegen die Nonkonformisten, die durch ihre Parteinahme für Monmouth ihm dazu die gewünschte Veranlassung gegeben hatten. Mit Monmouth wurden ungefähr 300 seiner Anhänger hingerichtet, während 800 nach Indien deportirt wurden, um dort Sklavendienste zu verrichten.

So lange Jakob die Nonkonformisten verfolgte, war er in den Augen der hochkirchlichen Pfaffen der Gesalbte des Herrn; beim ersten Versuch jedoch, durch sein Toleranzedikt den Katholiken freiere Bewegung zu verschaffen, erklärten sie gottesfürchtig dreist: Toleranzgewährung liege nicht im Bereiche der weltlichen Obrigkeit und sei unvereinbar mit Gottes Geboten. Zugleich suchten sie ein Bündniss mit den bisher auf den Tod verfolgten Dissenters, und als ihnen dieses durch den beiden Parteien gemeinsamen Hass gegen den Papismus gelang, verstieg sich ihr Widerstand bis zur Rebellion.

Kaum aber war Jakob gestürzt, als auf das blosse Gerücht hin, Wilhelm III. denke daran, eine allgemeine Duldung einzuführen, der anglikanische Klerus seine That bereute.

Wilhelm liess nun freilich die Testakte und kirchlichen Gleichförmigkeitsgesetze bestehen und schaffte auch das Dispensations-Recht wieder ab, doch milderte er, so viel es an ihm lag, die strengen Gesetze gegen die Dissenters. Die anglikanische Geistlichkeit fühlte sich aber dadurch so sehr in ihren heiligsten Interessen verletzt, dass sie gegen den vom Volke so einmüthig erwählten König in offener und geheimer Opposition verharrte und den Versuchen der vertriebenen katholischen Stuarts, den Thron zurückzugewinnen, allen Vorschub leistete. Wilhelm war überdies der erste Monarch, der es mit dem Konstitutionalismus ehrlich meinte. Nachdem er an seinem Krönungstage die *Declaration of rights* beschworen, erklärte er feierlich, dass die Freiheiten Englands unausgesetzt die Richtschnur seiner Verwaltung sein würden, und dass er in zweifelhaften Lagen jederzeit seinen eignen Willen den Beschlüssen des Parlaments unterordnen würde. Unter seiner Regierung ging der Konstitutionalismus in Fleisch und Blut der Engländer über und gewann so mit der Zeit einen immer grösseren Einfluss auf die übrigen europäischen Staaten.

Unter der schwachen, beschränkten Königin Anna, die gern ihren Halbbruder Jakob III. zum Nachfolger gehabt hätte, athmete die hochkirchliche Partei wieder auf. Sie kam aber erst vollständig zur Herrschaft, als die Herzogin von

Marlborough die Gunst der Königin verscherzt hatte. Die Tory-Partei bereitete sich, indem sie sich die absolutistischen und bigotten Neigungen der Königin zu Nutzen machte, zu einem letzten Angriff auf den Konstitutionalismus und auf die von Wilhelm mit aller Anstrengung herbeigeführte religiöse Duldung vor, als der frühzeitige Tod der Königin England vor neuen blutigen Parteikämpfen rettete.

Wenn man diese Thatsachen an und für sich in's Auge fasst, so muss man nothgedrungen zu dem Schluss gelangen, dass in jener Zeit das religiöse Interesse noch ganz vorwiegend das Leben und Wirken der Nation beherrschte, und doch ist, so paradox es auch klingen mag, vielmehr das Gegentheil davon wahr.

Der unersättliche Verfolgungseifer, der durch religiösen Wahnsinn in England wie in dem ganzen christlichen Europa grossgezogen war, blieb in den Gemüthern der Engländer haften, als letzterer bereits am Verschwinden war, einmal aus Parteileidenschaft, sodann aber, weil die Hekatomben, die er in England geschlachtet, nicht, wie beispielsweise in Deutschland oder Frankreich, eine solche Ausdehnung angenommen hatten, dass er durch Uebersättigung, oder weil keine Opfer mehr da waren, erstickt worden wäre.

Während jedoch der Autoritätsglaube seine höchsten Triumphe feierte, denn für seine Autorität war man ja eben daran, alles zu opfern, was dem Menschen sonst heilig und theuer ist, wurde durch das Uebermass von Gräueln, die er hervorrief, der Zweifel an seiner Berechtigung geboren, die Skepsis wurde zum Princip erhoben, und, durch sie angespornt, machte man sich daran, auf natürliche Weise Schritt vor Schritt vermittelst der Vernunft dahin zu gelangen, wohin man bisher auf übernatürliche Weise durch phantastische Speculationen vergeblich vorzudringen gesucht hatte: die Naturwissenschaften entstanden, (denn das, was im Mittelalter dafür ausgegeben war, war womöglich noch weniger wissenschaftlich, als die mittelalterliche Theologie) denen ja die hohe Aufgabe zugefallen ist, die Menschheit von den Banden, worin finstere Glaubensmächte sie Jahrtausende geschlagen, zu befreien.

Macaulay sagt in seiner lichtvollen Schilderung des Zustandes Englands im Jahre 1685 nach einem längeren Exkurse über die schöngeistige Literatur: „Es ist ein bemerkenswerthes Faktum, dass, während die leichtere Literatur Englands dergestalt eine Beschwerde und Schmach der Nation wurde, der englische Genius in der Wissenschaft eine Revolution bewirkte, welche bis an das Ende der Zeit zu den höchsten Leistungen des menschlichen Geistes gerechnet werden wird.“ Und nachdem er auf die Bedeutung Bacons hingewiesen, fährt er fort: „Während Faktionen um die Herrschaft kämpften, hatte sich eine kleine Anzahl Weiser mit wohlwollender Geringschätzung von dem Kampfe abgewandt und sich dem edleren Werke gewidmet, die Herrschaft der Menschen über die Materie zu erweitern. Das Jahr 1660, die Aera der Wiederherstellung der alten Verfassung, ist auch die Aera, von welcher der Einfluss der neuen Philosophie datirt. In diesem Jahre trat die königl. Societät in's Leben, bestimmt, ein Hauptwerkzeug bei der langen Reihe ruhmvoller und heilsamer Reformen zu sein. In wenigen Monaten wurde Experimental-Wissenschaft allgemeine Mode. Die Transfusion des Blutes, das Wägen der Luft, das Fixiren des Quecksilbers traten in dem Sinne des Publikums an die Stelle, die vor kurzem noch religiöse Kontroversen eingenommen hatten“. Statt aller weiteren Erörterungen wollen wir hier nur noch einige der Probleme aufzählen, die damals zuerst die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich zu ziehen begannen: Die Eigenschaften der Atmosphäre, die Ebbe und Fluth des Meeres, die Gesetze des Magnetismus und die Bahn der Kometen. Wenn wir aus der Reihe der Philosophen und Naturforscher, die dieser Periode angehören, nur den einen Newton nennen, so wird man es erklärlich finden, wie alle Klassen, die Geistlichkeit nicht ausgeschlossen, von der herrschenden Strömung fortgerissen wurden, oder dass, wie Macaulay sagt, Kavalier und Rundkopf, Hochkirchenmann und Puritaner für einmal vereinigt waren.

Während so auf der einen Seite die beginnenden Wissenschaften durch die eröffnete Einsicht in die Gesetzmässigkeit der uns umgebenden Natur ein Wunder nach dem anderen aufzuklären begannen, durch welches bislang der menschliche Geist

vermittelst des Aberglaubens mit der Kirche verknüpft war, der es ja noch heute für besonders verdienstlich gilt, das, was ganz unwahrscheinlich oder gar unmöglich ist, erst recht zu glauben, that auch der Klerus das seine, besonders durch seine schon vorhin erwähnte fortgesetzte Opposition gegen die zu Recht bestehende Regierung Wilhelm III., sowie durch sein Konspiriren mit dem allgemein verhassten Stuart Jakob III., um sein Ansehen beim Volke schwinden zu machen. Wie sehr aber jener neue Geist trotz der vielen Hemmnisse schon mächtig in der Nation war, geht deutlich aus der Reihe Neuerungen hervor, die eine Weiterentwickelung des Staates in freiheitlicher Richtung bekunden, und die wir der Hauptsache nach hier aufzählen wollen. Der *Habeas corpus Acte* ist vorher schon Erwähnung gethan. Die Abschaffung des Rechts *de heretico conburendo*, wonach die Bischöfe oder deren Legaten nach eigenem Ermessen Andersgläubige verbrennen lassen konnten, ging im Jahre 1677 durch, während der Geistlichkeit schon einige Jahre vorher das Recht der Selbstbesteuerung genommen war. Der hohe Adel gab nach heftigem Kampf im Parlament (1669) seinen Anspruch auf eigene Gerichtsbarkeit in Civilprocessen auf, während dem Volke das Recht eingeräumt wurde, nur durch seine Vertreter besteuert zu werden. Dazu kommt noch die Aufhebung von Gesetzen, welche die Pressfreiheit beschränkten. Dies das Wichtigste.*)

Aus dem Mitgetheilten ist leicht ersichtlich, dass zwei grundverschiedene geistige Strömungen jene Epoche charakterisiren, von der die eine trotz der Wucht, mit der sie noch zeitweilig auftritt, doch dem Erlöschen nahe ist, während die andere, ein ewig jugendlicher, unversiegbarer Born aus der Tiefe hervorsprudelt.

Forscht man nun nach weiteren Gründen, weshalb sich jener mittelalterliche Geist noch so lange äusserlich bemerkbar machen konnte, so vergesse man nicht, dass der Geist der Parteiung ausdauernder ist, als die Unterschiede in den An-

---

*) Eine eingehende Darstellung dieser Neuerungen findet man bei Buckle, History of Civilisation in England. P. 2.

sichten der Menschen, welche die Parteien selbst hervorgerufen haben; bei einem Kampf um religiöse Vorstellungen, also um etwas Wesenloses, scheidet das Wesenlose bald aus der Vorstellung der Menschen, und der Kampf bleibt die Hauptsache. Auch hatte sich in England mehr als sonstwo das Religiöse mit dem Politischen vermischt. Unter Karl I. war aus einem Kampf um Lehrmeinungen ein Kampf zwischen Anhängern der Krone und Anhängern des Parlaments geworden; am merkwürdigsten tritt aber diese Vermischung in der puritanischen Partei selbst zu Tage.

Wie sehr aber bei der etwas späteren Bildung der beiden grossen politischen Parteien Englands, die gegen das Ende der Regierung Karl's II. fällt, die religiösen oder kirchlichen Interessen mitgewirkt haben, geht schon aus dem Umstande hervor, dass selbst noch heutzutage die Tory-Partei als die Vertheidigerin und das Bollwerk der Vorrechte der anglikanischen Kirche gilt. Dass jene vorher aufgezählten Bedrückungen und Verfolgungen dadurch nur um so verächtlicher und hassenswerther erscheinen, soll nicht geleugnet werden; nur, meinen wir, können sie unter den obwaltenden Umständen keineswegs die Existenz von eigentlichem überzeugungstreuem religiösem, wohl aber von politischem Fanatismus beweisen.

Dies in allgemeinen Zügen das Bild jener bedeutungsvollen Zeit. Dass dieselbe der Fortentwickelung der Musen keineswegs günstig war, wird jeder gern zugeben; denn, selbst das Unwahrscheinliche angenommen, dem Dichter hätte für seine künstlerischen Werke ein Publikum nicht gefehlt, wo sollte er selbst die innere Ruhe und weihevolle Stimmung in einer politisch und religiös so aufgeregten Zeit hernehmen? und da überdies, nachdem in einem Kampfe um verschiedene Meinungen das Schwert bei Seite gelegt war, die Feder die schneidigste Waffe war, so erklärt sich daraus von selbst, wie begabte Schriftsteller, wie wir es zu anfang mitgetheilt, zu so hoher politischer Bedeutung gelangen konnten; wenn sie aber dadurch, zum Theil wenigstens, ihre eigentliche Bestimmung verfehlten, so lag das weniger an ihnen, als an den sie umgebenden Verhältnissen.

Wenn wir uns hiernach der Literatur selber zuwenden, so

sind wir auch hier wieder genöthigt, da das augusteische Zeitalter der Hauptsache nach eine naturgemässe Fortentwickelung des vorhergehenden ist, bis zur Restauration der Stuarts zurückzugreifen.

Die Puritaner hatten in ihrer einseitigen Weltanschauung alles, was zur Verschönerung des irdischen Daseins beiträgt, vor allem aber die dramatische Kunst, mit dem Bann belegt, es war dies ein um so roherer Gewaltakt, wenn man bedenkt, dass dieselbe in voller Blüthe stand, dass der Shakespeare'sche Geist noch in seinen Nachfolgern nachwirkte. Auch die anderen Zweige der Literatur, abgesehen von den Kontroversen und politisch-religiösen Traktätchen, fanden in dem rauhen Kriegsmann und Beter Cromwell keinen Beschützer. Wir können hier von Milton absehen, da er, wie er keinen Vorgänger, so auch keinen Nachfolger in England hatte, trotz der Dryden'schen Verse*) von keinem Einfluss auf die Dichter der augusteischen Periode gewesen ist**). Als der Rundkopf vom Kavalier verdrängt wurde, änderte sich mit einem Schlage die ganze Sachlage. Viele Tausende hatten die frömmelnde gelangweilte Fratze der Puritaner nur deshalb herausgekehrt, weil diese die herrschende Partei waren. Als dies plötzlich anders wurde, warfen sie die verhasste Larve weg und suchten sich nach Herzenslust zu entschädigen. Theater und rauschende Lustbarkeiten wurden aufgesucht wie nie zuvor. Die Zeit der Unterbrechung war aber zu lang gewesen, die Erinnerung an Kunstproduktionen der Shakespeare'schen Zeit war verblasst, und da überhaupt kein ausgebildeter literarischer Geschmack vorhanden war, so konnte von den tonangebenden höfischen Kreisen ohne Widerstand ein neuer eingeführt werden, und zwar konnte dies nur der damals so allgemein bewunderte französische sein.

---

*) Three poets in three ages born
Greece, Italy and England did adorn.
The first in loftiness of thoughts surpassed,
The next in majesty; in both the last.
The force of nature could not further go,
To make a third, she joined the other two.

**) Pope's Messiah athmet nichts von Milton'schem Geiste.

Wie Karl II. in den Jahren der Verbannung von der Gnade des französischen Königs gelebt, so blieb er auch während seiner ganzen Regierungszeit eine Kreatur des Versailler Hofes, der die eigene Ehre und die seines Landes für französisches Gold und Maitressen verhandelte.

Es ist für uns Deutsche eine gewisse Genugthuung, konstatiren zu können, dass wir es nicht allein waren, die, in kläglicher Nachbetung des französischen Genies versunken, vor dem Grosskönig und seiner damals noch sehr devoten grossen Nation im Staub gelegen haben, sondern dass auch andere Nationen diese schimpfliche Situation mit uns getheilt haben. Dennoch macht sich in dieser Beziehung ein nicht unbedeutender Unterschied zwischen England und Deutschland bemerkbar. Während nämlich unsere Vorfahren sich in einer sklavischen und darum oft lächerlichen Nachahmung französischen Wesens nach allen Richtungen hin gefielen, kann doch von den gleichzeitigen Engländern nur gesagt werden, dass sie in eine französirende Manier verfielen. Die Vorbedingungen waren in beiden Ländern auch zu sehr verschieden: In Deutschland hatte die neuhochdeutsche Literatur die Kinderschuhe noch nicht abgelegt, England hingegen hatte diejenige Periode schon hinter sich, welche jetzt allgemein als seine glänzendste anerkannt wird. Der Einfluss des französisch gearteten Hofes konnte unmöglich so stark sein, dass er das Andenken an einen Shakespeare gänzlich verwischte, und so treffen wir denn auf die wunderbaren Versuche, Shakespeare'sche Dramen dem neuen Geschmack gemäss umzuwandeln. Des sonstigen Unflaths, der damals der englischen Bühne zur Unzierde gereichte, weiter zu gedenken, ist hier schon deshalb nicht nöthig, weil derselbe in der augusteischen Periode so gut wie überwunden war; um ihn sich einigermassen zu erklären, vergesse man nicht, dass gerade das Theater und alles, was mit demselben zusammenhing, in ganz unverdienter Weise unter der Puritaner-Herrschaft gelitten hatte. Macaulay beleuchtet diesen Punkt mit gewohnter Schärfe folgendermaassen: „Der Krieg zwischen Witz und Puritanismus wurde zu einem Krieg zwischen Witz und Sittlichkeit, die durch groteske Karrikatur der Tugend erregte

Feindseligkeit schonte die Tugend nicht, alles, was der winselnde Rundkopf mit Ehrfurcht betrachtet hatte, wurde verhöhnt, was er geächtet hatte, wurde begünstigt.“ Und nachdem er betont hat, dass diese antipuritanische Reaction die ganze schöngeistige Literatur durchdrang, fährt er mit Bezug auf das Drama fort: „Unsere Theater entlehnten damals viele Pläne und Charaktere aus Spanien, Frankreich und von den alten englischen Meistern, aber was unsere Dramatiker nur anrührten, verdarben sie. In ihren Nachahmungen wurden die Häuser der castilischen Granden Calderon's Lasterställe, Shakespeare's Viola eine Kupplerin, Molière's Misanthrope ein Mädchenschänder, Molière's Agnes eine Ehebrecherin u. s. w.“

Was würde man beispielsweise heutzutage zu einem ebenso albernen als raffinirten Sujet sagen wie jenes, welches der Frau vom Lande des Wycherley zu Grunde liegt. In diesem Stück tritt ein Gentlemann Horner auf, der, eben aus Frankreich kommend, sich für den unschädlichsten Mann des Jahrhunderts ausgiebt, und zwar nur, um das Vertrauen simpler Ehemänner leichter zu gewinnen. Es gehen denn auch drei Gimpel in die Falle, indem sie ihm ihre bessere Hälfte zuführen. Es wird nun dem Zuschauer nichts gespart, nicht das Schwatzen der Weiber über den angeblichen Zustand des Horner, nicht ihr Entzücken, als dieser sie enttäuscht, nicht die Vorbereitungen zum Ehebruch, nicht die Kundgebungen der Freude über das genossene Glück. Eine dieser Ehefrauen sagt: Unsere Tugend ist wie das Gewissen des Staatsmannes, wie das Wort des Quäkers, der Schwur eines Spielers, die Ehre eines grossen Herrn, nichts als eine Grimasse, um diejenigen zu hintergehen, die uns Vertrauen schenken.

Den Schluss bildet ein grotesker Tanz der dupirten Ehemänner. Horner giebt dem Publikum den guten Rath, seinem Beispiel zu folgen, und die Schauspielerin, die den Epilog zu sprechen hat, sagt darin ganz unverholen, indem sie sich an die Stutzer wendet, dass sie in ihren Bewerbungen nicht nachlassen möchten; denn wenn es ihnen gelänge, die Ehemänner zu dupiren, so wäre es doch wahrlich nicht Sache der Frauen, sich ihrer zu erwehren.

Während in Folge dieser Geschmacksverirrung und einer mehr und mehr um sich greifenden Verwilderung der Sitten die englische Komödie mit Unzüchtigkeiten paradirte, erging sich das ernste Drama in einem langweiligen Bombast und Phrasengeklingel, das nur durch glänzende Inscenirung, die sehr gegen die Einfachheit der Shakespeare'schen Zeit abstach, einigermassen erträglich wurde.

Als ein anderes Anziehungsmittel erwies sich überdies das Auftreten von Frauen auf der Bühne, was bis dahin, auch zu Shakespeare's Zeiten, nicht erlaubt gewesen war. An und für sich war dies gewiss ein grosser Fortschritt, denn die Frauenrollen waren bisher von Knaben gegeben worden; unter den obwaltenden Verhältnissen aber vermehrte es nur noch die sittliche Fäulniss. Denn wir müssen es als den sogenannten *haut goût* im Raffinement bezeichnen, wenn man, wie dies vielfach berichtet wird, mit einer gewissen Vorliebe die unfläthigsten Stellen, die sich gewöhnlich im Epilog vorfanden, von jungen Mädchen deklamiren liess, welche kaum den Kinderschuhen entwachsen, durch ihre äussere Erscheinung selbst noch den Eindruck der Unschuld machten.

Dass aber die Nachäffung Frankreichs von Seiten Englands mehr auf Aeusserlichkeiten beruhte, geht schon aus dem Umstande hervor, dass die Hauptstärke der damaligen englischen Literatur in ihren satirischen und didaktischen Schriften beruht, eine Richtung, die in der gleichzeitigen französischen Literatur nur vereinzelt vertreten war, in England aber durch die Zeitumstände begünstigt wurde. Macaulay nennt die Schriftsteller jener Zeit, indem er ihrer Käuflichkeit, ihrer Grundsatzlosigkeit gedenkt, ein Mittelding zwischen einem Bettler und Kuppler. Sehen wir zu, mit welchem Recht.

Als hervorragender Repräsentant der damaligen Schriftsteller-Zunft, und nicht nur ihrer kläglichen, sondern auch ihrer glänzenden Eigenschaften, kann füglich Dryden gelten; da auch Pope ihn mehrfach als sein Vorbild bezeichnet hat, so haben wir um so mehr Grund, einen Augenblick bei ihm zu verweilen. Als Dryden seine poetische Laufbahn begann, huldigte er, wie das unter anderem auch seine schwungvollen Verse auf den Tod

des Lordprotektors bekunden, puritanischen Grundsätzen, die er aber gerne abschwor, als es galt, den wiederkehrenden Stuart anzusingen. Dann warf er sich mit allem Eifer auf das Drama, obgleich sein Talent ihm eine andere Bahn anwies; aber Dramen, wenn sie nach dem Geschmack des Hofes waren, machten sich am besten bezahlt, das war bestimmend für ihn. Er producirte viel, wenn auch nicht mit demselben Glück, wie manche ihm sonst untergeordnete Geister. Da wurde er durch einige bissige Ausfälle eines seiner Kollegen auf Veranlassung des Lord Rocester, sowie durch eine gelungene Parodie seiner bombastischen Stücke auf der Bühne, von Buckingham verfasst, erst in sein eigentliches Element hineingetrieben. Bald erschien seine erste grosse Satire Absalon und Achitophel. Der Herzog von Monmouth war Absalon, der Earl von Shaftesbury Achitophel. Das Aufsehen, welches diese politische Satire machte, war ungeheuer, sowohl wegen ihrer Kühnheit, als auch wegen ihrer glücklichen Erfindung und künstlerischen Formvollendung. Sein Ruf war gemacht, er wurde *poete laureate* und königlicher Historiograph. Und da er nun seine Stärke erkannt hatte, so machte er von seiner Waffe einen recht häufigen Gebrauch, ohne sie dabei abzustumpfen. Wir erwähnen hier noch sein Gedicht *religio laici*, welches die anglikanische Kirche auf Kosten der andern glorifizirte. Unter dem eifrigen Katholiken Jakob II. wurde ihm seine Pension anfangs genommen, als er aber bald darauf katholisirende Neigungen zeigte, wurde sie ihm wieder gewährt; und wirklich trat er bald darauf zur Religion seines neuen Herrn über, natürlich um deren eifrigster Klopffechter zu werden. Die nächste Folge seiner Bekehrung war seine allegorische Satire, die Hindin und der Panther, nicht ohne Vorwissen, vielleicht auf direkte Anregung seines neuen Gönners geschrieben, denn die wandelhafte Politik Jakob's der anglikanischen Kirche gegenüber, auf welche wir oben schon hingewiesen, spiegelt sich in derselben deutlich wieder. Die Fabel selbst ist äusserst abgeschmackt, die Ausführung im einzelnen bekundet sein gewohntes Geschick.

Neben der milchweissen Hindin, „unsterblich und unveränderlich, von aussen fleckenlos, von innen unschuldig“, womit natür-

lich die katholische Kirche bezeichnet wird, erscheint die anglikanische Kirche unter dem nicht unvortheilhaften Bilde des Panthers oder der Pantherkatze, als „sicherlich die nobelste nächst der Hindin, als das schönste Geschöpf der gefleckten Race, fast zu gut, um zu den Raubthieren gezählt zu werden“, während die übrigen Dissenters unter dem Bilde von Wölfen, Bären, Füchsen u. s. w. schlecht fortkommen. Es besteht sogar ein gewisser Grad von Freundschaft zwischen Hindin und Panther. Im Epilog, der später geschrieben ist, hat sich das Verhältniss umgekehrt, die anderen Thiere werden aufgefordert mit der Hindin gegen den Panther gemeinsame Sache zu machen. Wer wird dabei nicht an den Wandel in der Politik Jakob's II. erinnert, der ihm freilich den Thron kostete; denn Bär und Wolf zogen ein Bündniss mit dem ihnen verwandten Panther einem solchen mit der römischen Hindin vor. Wenn ernsthafte Männer, wie in unserer Zeit noch Walter Scott, den Versuch gemacht, Dryden's Bekehrung zum Papismus, als aus inneren Gründen hervorgegangen, darzustellen, so wollen wir ihre gute Absicht keineswegs verkennen, fragen müssen wir aber doch, ob sie aus National-Eitelkeit, die den Charakter ihrer Lieblinge möglichst rein zu waschen sucht, nicht zu weit gegangen sind?

Soviel über Dryden, den unmittelbaren Vorgänger Pope's, über dessen Verdienste um die englische Literatur die Kritik seiner Landsleute sich so ziemlich dahin geeinigt hat, dass sein Formtalent ein glänzendes war, dass er, ohne tieferer Erregung fähig zu sein, doch einen sicheren Einblick in die menschlichen Verhältnisse besass, dass er in fast alle seine Werke Stellen von überraschender Schönheit und äusserer Formvollendung hineingestreut hat. Als Satiriker gilt er ihnen für unerreicht.

Wenn jedoch weiter behauptet wird, das Pope gegen ihn in Bezug auf satirische Porträtirung, mit Ausnahme derjenigen von Addison, Atossa (Herzogin von Marlborough) und Sir Hervey schwächlich erscheint, so möchten wir dagegen doch das Bedenken zur Geltung bringen, dass gerade eine jener Stellen, auf die Herzogin von Marlborough gehend, welche von dem Vorwurf der Schwäche ausgenommen wird, in unseren Augen als die schwächste erscheint. Wir werden später auf dieselbe noch

zurückkommen. Die persönliche Malice überwiegt nämlich darin so sehr, dass der Dichter, jedes Masshaltens unfähig, geradezu Unschönes producirt. Auf einen bedeutsamen Unterschied zwischen den beiden Satirikern wollen wir vor allem hinweisen.

Dryden ist bei der Erfindung und Abfassung seines Gedichts ganz angefüllt von dem augenblicklichen Zweck, den er erreichen will, d. h. der moralischen Vernichtung und Skandalisirung der gegnerischen, oder der Glorifizirung der eigenen Partei. Diesem Zweck ordnet er alles unter, ihm dient auch seine Kunst. Bei Pope verhält es sich anders: auch ihm schwebt freilich ein ähnlicher Zweck vor; indem er aber die Schwächen seiner Gegner zu allgemein menschlichen Schwächen erweitert, genügt er zunächst seinem künstlerischen Triebe, sein Horizont wird ein viel umfassenderer, seine eigene Stellung zu seinem Stoffe wird eine ganz andere, und so erfindet er eine ganze Reihe von Situationen und Bildern, die wegen ihrer Naturwahrheit und ihres gelegentlichen Humors unser Interesse stets rege erhalten. Die Geisselhiebe auf seine Gegner fallen nur so ab und zu, aber stets treffend und unzweideutig hinein. In Folge dessen gewährt auch eine ganze Reihe seiner Satiren*) selbst demjenigen Leser einen wirklichen Genuss, der von den damaligen Zeitverhältnissen wenig oder gar nichts kennt, während dies von den Drydenschen Satiren keineswegs behauptet werden kann.

Ein Dryden war es also, der den Poeten des augusteischen Zeitalters als leuchtendes Vorbild vorschwebte und vor allem Pope, dessen Versifikation der Dryden'schen jedenfalls am nächsten kommt; dadurch wurde der neuen Aera ihre Richtung gegeben.

Wir haben oben schon mitgetheilt, wie mit der Rückkehr der Stuarts aus Frankreich der französirende Geschmack in England aufkam; während aber die oberen Gesellschaftsklassen

*) Wir rechnen hierzu in erster Reihe seine moralischen Essays in 4 Episteln an Verschiedene, denn es sind in Wahrheit Satiren, dann die Epistel an Arbuthnot und auch den Lockenraub, denn auch dies heroisch-komische Gedicht ist angefüllt von liebenswürdig-schalkhafter Satire auf die Damenwelt. Seine umfangreichste Satire jedoch, die Dunciade, sowie auch alle Nachahmungen wollen wir hiervon ausgenommen wissen.

davon ergriffen wurden, war doch der eigentliche Volksgeist davon unberührt geblieben. Wenn auch der Bürger an den unfläthigen Scenen der Bühne, die ihm die Sitten des eigenen Hofes und des hohen Adels wiederspiegelten, sich amüsirte, so besass er doch zu viel altväterliche Ehrbarkeit, um Gefahr zu laufen, sie erbaulich oder gar nachahmenswerth zu finden. Der übrige Theil der schöngeistigen Literatur war überdies so sehr mit der hohen Politik und mit Hofintriguen verquickt, dass der Bürgerstand ihr nur geringen Geschmack abgewinnen konnte, und so blieb den Dichtern also nur der höhere Adel und überhaupt die höheren Gesellschaftsklassen übrig, die ein Verständniss für ihre, eigentlich auch nur für sie bestimmten dichterischen Erzeugnisse hatten. Da auch eine Anzahl Schriftsteller aus der Aristokratie selbst hervorging, (wir nennen hier nur Bolingbroke und Montagu, den Earl of Halifax), so kann man in Analogie mit einem ähnlichen Vorgang in der deutschen Literatur diese Periode auch die Periode der höfischen Dichtkunst der englischen Literatur nennen. Sie trägt in Wirklichkeit auch alle Merkmale einer solchen an sich. Denn während die Kunst nur auf breiter Grundlage, gleichsam im gesunden Volkskern wurzelnd, Typen zu schaffen vermag, die die Zeit ihrer Entstehung überdauern, wird sie andrerseits, wenn sie ausschliesslich in höher gebildeten und zum Theil verbildeten Kreisen heimisch ist, deren Geschmack unbedingt huldigend, ihre Hauptstärke in der äusseren Formvollendung, in einem gefälligen modischen Gewande suchen. Dass dieses letztere die Hauptstärke der Dichter der sogenannten augusteischen Periode war, wird allgemein zugegeben, und so erklärt sich von selbst, wie zu einer Zeit, wo auch der Geschmack, dem die Dichter huldigten, als der einzig berechtigte galt, jene etwas gewagte Bezeichnung aufkommen konnte.

Wie aber der Kreis der Leser unter solchen Verhältnissen nur ein beschränkter sein kann, so ist es auch die Zahl der Dichter, und es giebt in Wahrheit keine andere Aera in der englischen Literatur, die so wenig bedeutende Männer aufzuweisen hat, als die in Rede stehende. Wenn wir Addison, Pope, Swift und Prior genannt haben, so bleiben nur einige

wenige noch übrig, die sich auf dem Gebiete des Dramas einen Namen gemacht. Aus dieser geringen Anzahl erklärt sich aber auch andererseits die übergrosse Bedeutung, die ihnen beigelegt wurde.

Wenn irgendwo, so tritt besonders im Drama die Verfeinerung des Geschmacks der Augusteer hervor. Eine Wandlung zum Besseren war schon mit der Vertreibung der Stuarts vor sich gegangen, die den Ausschreitungen auf der Bühne jeden Vorschub geleistet hatten. Die Komödien eines Farquhar und Vanbrugh bekunden schon einen bedeutenden Fortschritt in Rücksicht äusserer Decenz, wenn auch der talentvollste Komödiendichter Congreve noch viel Unzüchtiges zu Tage förderte. Das ernste Drama hat Addison's Cato aufzuweisen, dessen würdevolle Diktion scharf gegen den Bombast eines Drydenschen Dramas absticht; dabei ist es freilich immer noch nach französischem Muster gearbeitet und desshalb wohl hauptsächlich ohne eigentlich dramatisches Leben.

Eine geistige Bewegung von hervorragender Bedeutung kommt aber noch in eben dieser Zeit zum Durchbruch, wir meinen den Deismus. Die ersten Anfänge desselben müssen wir schon im Zeitalter der Elisabeth suchen. Einerseits durch den Protestantismus, andererseits aber durch das Wiederaufleben der Antike, welches in keinem Lande in solcher Ausdehnung vor sich ging, wurden schon damals hervorragende Geister von der Beschränkung des Konfessionalismus losgelöst und in die Sphäre reinen Menschenthums erhoben, denn nur so lässt sich der gewaltige Aufschwung der Nation, der gleichsam in der Erscheinung eines Shakespeare seinen Gipfelpunkt findet, einigermassen erklären. Wir haben eben geschildert, durch welche Ungunst der Verhältnisse diesem Aufschwung ein plötzliches Ende bereitet wurde, wie noch einmal der mittelalterliche Geist sich der Gemüther bemächtigte und dem Glaubensmoloch neue Opfer zuführte. Aber noch während des Kriegslärms wagt sich der moderne Geist, den die Skepsis gesäugt, wieder hervor, bald schüchtern versteckt, wie in den Schriften des ebenso geistreichen als charakterlosen Bacon, bald kühner, wie bei Herbert und Hooker. Was nützt es einem Locke, dass er seine Er-

fahrungsphilosophie mit der Offenbarung der Bibel durch eine vernunftgemässere Auffassung der letzteren in Einklang zu setzen sich abmüht? Seine Forschungen liefern seinen Nachfolgern die schneidige Waffe, um der Offenbarung selber auf den Leib zu gehen. Was nützt es einem Newton, dass er seinen Verstand dem Kirchenglauben gegenüber zu knebeln versucht, seine einzig dastehende Entdeckung, die den Himmel und die Hölle auf ewige Zeiten auf die Erde verlegt hat, erleichterte der Wissenschaft den Sieg über blinden Autoritätsglauben. So erklärt denn schon Collins in seiner Abhandlung über das Freidenken, die im Jahre 1715 erschien, das freie von jeglicher Glaubensrücksicht unabhängige, nur sich selbst verantwortliche Denken für ein unveräusserliches Recht der Vernunft. Sein Zeitgenosse Toland bekannte sich schon unverholen zum Materialismus.

Wenn man bedenkt, dass die Verfolgungen aus Glaubenseifer noch frisch in aller Gedächtniss waren, ja dass, so lange die Stuarts mit Rückkehr drohten, dieselben sich alle Tage erneuern konnten, so kann man sich leicht vorstellen, mit welcher Begeisterung diese neuen Grundsätze aufgenommen wurden.

Diese freigeistige Bewegung hatte schnell nicht nur die wenigen gebildeten Kreise, sondern auch die halbgebildeten Kreise erfasst. So zeigt sich denn gleich hier auch die Kehrseite der Bewegung, indem jene letzteren zwischen Anfällen von nihilistischer Freigeisterei und krassem Aberglauben mit gelegentlicher Bigotterie hin und her schwanken.

Wenn auch unter der Königin Anna die Wogen des Parteitreibens von neuem mächtig anschwollen, so absorbirte dieses doch keineswegs den ganzen Menschen noch auch das ganze öffentliche Interesse. Aus Pope's Schriften ersieht man, dass selbst die Damenwelt, obgleich mit allen Thorheiten ihres Geschlechts überladen, sich nicht nur für naturwissenschaftliche, sondern auch für metaphysische Fragen interessirte, und wenn er auch mehr die Karrikaturseite davon zeigt, so ist das Faktum selbst dadurch konstatirt. Der vielgeschmähte Führer der Tory-

Partei, Bolingbroke*), beschäftigte sich in seiner unfreiwilligen Musse, einem Cicero nicht unähnlich, mit metaphysischen Philosophemen und begeisterte einen Pope zu seinem originellsten Gedicht. Dieser Bewegung wurde die schöngeistige Literatur durch ihre moralisirenden und didaktischen Dichtungen, in denen gerade Pope excellirte, gerecht, während sie freilich in erster Reihe sich als scharfe politische Waffe in ihren satirischen Schriften gebehrdete.

Unter solchen keineswegs günstigen Verhältnissen begann und vollendete Pope seine Künstler-Laufbahn. Wenn ein Shakespeare grosse Charaktere, ganze Menschen wiedergeben konnte, so lag das mit daran, dass er in dem gesunden Volksleben der damals in ungewöhnlichem Aufschwung sich befindenden englischen Nation die Vorbilder dazu in Hülle und Fülle vorfand; dass Pope vielfach Zerrbilder der menschlichen Natur geliefert hat, liegt aber daran, dass er fast ausschliesslich von solchen umgeben war. Als echter Dichter stand er mitten im vollen Lebensstrom der Nation, so gern er sich auch den Anstrich gab, über den Parteien zu stehen; und so konnte es nicht anders sein, als dass er bei den vorhin geschilderten herrschenden Tendenzen einen bedeutenden Aufwand von Witz und Menschenkenntniss und von brillanter künstlerischer Technik an Süjets verschwendete, die wegen ihrer Kleinlichkeit nur von vorübergehendem Interesse sein konnten. Dennoch bleibt er überall zu sehr Künstler, um nicht dem sprödesten Stoff irgend eine interessante Seite abzugewinnen. Eine solche Abgeschmacktheit wie Dryden mit seiner Allegorie Hindin und Panther hat er nirgendswo begangen. Thut er aber mal einen

*) Da Pope für Bolingbroke, seinen hohen Gönner und Freund, stets eine ungeheuchelte Verehrung bekundet, so wollen wir an dieser Stelle nicht unterlassen, den vielen Verdächtigungen gegenüber, die er als Staatsmann erfahren hat, davor zu warnen, ihn mit einem heutigen Massstab zu messen. Freilich wird ihm mit Recht die Hauptschuld an der Schliessung des für England nichts weniger als ruhmvollen Utrechter Friedens beigemessen; es galt aber damals, das Haupt der Gegenpartei, den Herzog von Marlborough, entbehrlich zu machen und dadurch den Sieg der eigenen Partei zu sichern; um diesen Preis war damals aber alles erlaubt.

glücklichen Griff, so entfaltet sich sein Talent in überraschender, oft blendender Weise; und daraus allein erklärt sich auch die hohe Verehrung, die er nicht nur bei seinen Zeitgenossen, sondern auch bei späteren fand. Fitzgerald erzählt in seinem Leben Garricks, wie diesen sonst so selbstbewussten Künstler eine mit Furcht gemischte Ehrerbietung ergriff, wenn der alte Pope mal nach London kam, um sich seine ersten Versuche, Shakespeare die heimische Bühne zurückzuerobern, mit anzusehen. In späterer Zeit hat Pope dann eben so leidenschaftliche Gegner gefunden, Gegner, die in der Verurtheilung des Dichters eben so sehr das Mass überschreiten, wie es seine Verehrer in ihren Lobeserhebungen gethan. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir dies zum Theil wenigstens anglikanischem Zelotismus, der dem Dichter seinen deistischen Standpunkt nicht verzeihen kann, zuschreiben.

Vor allem halten wir es für eine schreiende Ungerechtigkeit, Pope für den Geschmack seiner Zeit, den er nur verfeinert und nicht aufgebracht hat, verantwortlich zu machen. Fast die gesammte heutige englische Kritik gefällt sich darin, seine persönliche Satire für kleinlich, hausbacken, pedantisch und wegen Uebertreibungen für unwahr auszugeben, und auch selbst da, wo seine Muse einen höhern Aufschwung nimmt, wo sie Dinge von allgemein menschlichem Interesse behandelt, findet sie, dass er zu sehr reflektirt, dass er allzu verständig, zu sehr gekünstelt und zu wenig ursprünglich sei.

Der letzte Vorwurf ist bedeutend übertrieben und in so und so viel Fällen gar nicht zutreffend, der erste trifft ihn nur da, wo er sich verleiten lässt, seinen Witz und seine meist geistreichen Einfälle an persönliche Gegner zu verschwenden, die seiner Beachtung ganz unwürdig waren, und deren Namen schon längst vergessen wären, wenn er sie nicht in seinen Schriften verewigt hätte.

Pope's Leben und Schriften.

Wenn wir uns daran machen, die Lebensskizze eines ausländischen Dichters zu entwerfen, für welchen wir den deutschen Leser erst interessiren müssen, so sind wir uns wohl der Schwierigkeit unserer Aufgabe bewusst, besonders da dieses Dichterleben selbst wenig Spannendes oder gar Romantisches aufzuweisen hat. Auch von harten Schicksalsschlägen ist darin wenig zu berichten, die dem Erzähler die Möglichkeit an die Hand geben, die Phantasie oder das Gefühl des Lesers in Spannung zu halten. Nichts von alledem steht uns zu Gebote. Das Leben Pope's spielt sich ruhig hin zwischen ernsten Studien, poetischem Schaffen, Intriguen, persönlichen kleinlichen Differenzen, literarischen Fehden. Dabei erreicht er fast mit dem ersten grösseren Wurf die Höhe, die er später kaum überstiegen hat, die aber schon hoch genug war, ihn in den Augen der Mitwelt als Stern erster Grösse, als Dichterfürsten erscheinen zu lassen.

Dennoch findet sich in seinem Leben und Schaffen viel geradezu Absonderliches und der Erzählung Werthes, während manches andere, an sich trivial und gewöhnlich, doch nicht übergangen werden darf, da es zum besseren Verständniss seiner Werke wesentlich ist.

Wir wollen hier gleich vorausschicken, dass uns Pope's Charakter nicht immer im besten Lichte erscheinen wird. Es wird auch seinen begeistertsten Verehrern nie ganz gelingen, ihm von den Vorwürfen, die seine Gegner ihm gemacht, vollständig rein zu waschen. Es wird behauptet, dass er neidisch, gehässig, in-

triguant, ja sogar unwahr gewesen sei. Der Beweis übrigens, dass er bewusst unwahr gewesen, ist nie überzeugend geliefert worden. In Bezug auf die übrigen Vorwürfe, die mehr oder minder begründet sind, lässt sich zu seiner Entschuldigung manches anführen.

In einer Zeit des masslosesten Parteikampfes, wo die Partei über alles geht, ist Intrigue, Neid, Missgunst, Argwohn an der Tagesordnung. Man hüte sich also, bei der Beurtheilung von Menschen aus solcher Zeit den heutigen Massstab anzulegen. Pope selbst war überdies ein kleiner, unansehnlicher, ewig kränkelnder Krüppel. Bei seinen eminenten Geistesanlagen musste ihn seine körperliche Vernachlässigung um so tiefer kränken. Wenn man nun bedenkt, dass seine Gegner gemein genug waren, diese körperlichen Gebrechen zur Zielscheibe ihres Witzes zu machen, so erklärt das manchen hässlichen Zug im Charakter des Dichters.

Pope war sodann Katholik und als solcher von allen öffentlichen Schulen ausgeschlossen. Was er gelernt hat, verdankt er ausschliesslich sich, seinem beharrlichen Streben, seinem eisernen Fleisse. Er ist in eminenter Weise Autodidakt; denn selbst das Schreiben hat er grösstentheils durch Nachzeichnen aus gedruckten Werken gelernt. Wie fast alle Autodidakten hatte er eine übertriebene Meinung von seinem eigenen Wissen und Können und eine zu geringe von dem anderer. Nachdem er durch seinen ersten grossen Wurf bewiesen, dass er alle gleichzeitigen Dichter weit überragte, hielt er sich auch für berechtigt, die strafende Geissel der Satire über ihm unterstehende Geister zu schwingen, während ihn selbst die geringste Bekrittelung seiner eigenen Werke auf das tiefste verletzte. Dass alle diese Erwägungen freilich nicht genügen, den Charakter Pope's rein zu waschen, soll nicht geleugnet werden.

Alexander Pope wurde im Jahr 1688 in London von ziemlich begüterten, katholischen Eltern geboren. Das römische Bekenntniss war vielleicht die Hauptursache, weshalb sich der ältere Pope schon verhältnissmässig früh aus dem Geschäftsleben zurückzog und in ländlicher Zurückgezogenheit in der Nähe einiger

befreundeten Familien sich mit einem kleinen, doch die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse befriedigenden Einkommen genügen liess. Der Katholizismus war damals noch in England eine sehr beargwöhnte Sekte, der grosse Brand London's, der, wie früher erwähnt, den Katholiken in die Schuhe geschoben wurde, war noch im Gedächtniss vieler Lebenden. In ländlicher Zurückgezogenheit, in der Nähe des Waldes von Windsor, überliess sich der ältere Pope ganz seinen Lieblingsneigungen. Religiöse Betrachtungen wechselten ab mit der Ausübung der Gärtnerei und der Pflege und Erziehung seines einzigen Kindes. Körperliche Pflege aber bedurfte der jüngere Pope in aussergewöhnlichem Masse, denn er war ein zartes, verwachsenes Kind, an dessen Aufkommen die Eltern wohl manchmal gezweifelt haben. Als einzige körperlichen Vorzüge werden von ihm genannt: sein wohltönendes Organ, seine feucht glänzenden grossen Augen. So kümmerlich er sich aber körperlich entwickelte, so auffallend rasch nahmen seine Geisteskräfte zu, so dass ihm wohl unter allen frühzeitig reifen Menschen eine der ersten Stellen gebührt. Da in der Nähe keine katholische Schule existirte, so unterrichtete der Vater seinen Sohn selber; doch muss dieser Unterricht wohl nicht von Belang gewesen sein, denn Alexander lernte die Schreibekunst selbständig, indem er nämlich aus gedruckten Büchern abschrieb; seine Handschrift behielt dadurch auch in späterer Zeit ein eigenthümliches Gepräge. Von dem Hauskaplan einer befreundeten Familie, denn nur solchen katholischen Priestern war damals der Aufenthalt in England nicht untersagt, lernte Pope sodann die Anfangsgründe des Lateinischen und Griechischen. Als er einige Jahre älter war, besuchte er auf kurze Zeit zwei katholische Schulen, die eine derselben war in London. Mit dreizehn Jahren kehrte er zu seinen Eltern zurück.

Ohne geregelten Unterricht genossen zu haben, hatte er sich schon mit acht Jahren daran gemacht, Theile des Statius zu übersetzen, auch hatte ihm Homer schon den Stoff zu einem selbständigen Drama geliefert. In seinem zwölften Jahre schrieb er ein episches Gedicht Alcander, was bis zu 4000 Versen anschwoll, später aber von ihm den Flammen übergeben wurde.

Das einzige aus dieser frühen Periode übrig gebliebene Gedicht ist eine Ode auf die Einsamkeit. *)

Eine Ode auf die Einsamkeit von einem zwölfjährigen Kinde und zwar in schöner ebenmässiger Form und einfachen schlichten Gedanken ist sicherlich etwas aussergewöhnliches; aber Pope war mit zwölf Jahren schon kein Kind mehr, er war auch kein junger Mann, was er eigentlich nie gewesen ist, er war vielmehr, die mittleren Lebensalter überspringend, gleichsam vom zarten Kindesalter in das reife Mannesalter, um nicht zu sagen Greisenalter, hinübergegangen.

In seinem fünfzehnten Jahre finden wir ihn nochmals in London, wohin er gegangen war, um daselbst französisch und italienisch zu lernen. Aber bald kehrte er, von einer heftigen Melancholie befallen, zu seinen Eltern zurück. Im Studium der Alten und in der Beschäftigung mit den Musen fand er allein dauernde Hülfe gegen seine düstere Seelenstimmung.

Um diese Zeit schrieb er seine Pastorals, Hirtengedichte, die in Bezug auf Inhalt ebenso dürftig und langweilig sind, wie

*) Der Kuriosität halber theilen wir es hier in der Sprache des Dichters mit.

Ode on Solitude.

Happy the man, whose wish and care
A few paternal acres bound,
Content to breathe his native air,
In his own ground.
Whose herds with milk, whose fields with bread,
Whose flocks supply him with attire,
Whose trees in summer yield him shade
In winter fire.
Blest, who can unconcern'dly find
Hours, days and years slide soft away,
In health of body, peace of mind,
Quiet by day,
Sound sleep by night; study and ease
Together mixt; sweat recreation;
And Innocence, which most does please
With meditation.
Thus let me live, unseen, unknown,
Thus unlamented let me die,
Steal from the world, and not a stone
Tell where J lie.

alle übrigen Gedichte desselben Genres; in Bezug aber auf die Form bekundeten sie schon die Meisterhand. Einem Herrn W. Trumball, einem in Pope's Nachbarschaft wohnenden reichen Gentleman, gebührt das Verdienst, dies zuerst erkannt zu haben. Er schickte dieselben dem damals auf seinen Lorbeeren ausruhenden Komödiendichter Wycherley. Dieser erkannte sofort das ungewöhnliche Talent des jungen Autors, und da es ihm an der Zeit schien, (er hatte siebenundzwanzig Jahre nichts von sich hören lassen) seinen in Vergessenheit kommenden Ruhm durch ein neues Opus wieder aufzufrischen, gedachte er, sich dazu des jungen Pope zu bedienen, und liess ihn daher wissen, dass er gerne seine persönliche Bekanntschaft machen würde. Macaulay giebt uns eine Schilderung Pope's bei diesem Besuch, die wir hier wörtlich wiedergeben wollen:

„Im selben Jahre, als dieser Band obscöner Reimerei veröffentlicht war, machte Wycherley eine Bekanntschaft ganz besonderer Art. Ein kleiner blasser, verwachsener, kränklicher sechzehnjähriger Schlingel mit grossen glänzenden Augen hatte einige Bogen Verse geschrieben, in welchen scharfsinnige Beurtheiler den Stempel künftiger Grösse entdecken konnten. Noch war freilich nichts Schlagendes oder Originelles in der Auffassung des jungen Poeten zu finden, aber er war schon bewandert in der Kunst der metrischen Komposition. Seine Diktion war nicht die der alten Meister; aber diejenige, welche seine Zeitgenossen mit Mühe zu erreichen strebten, war ihm am besten gelungen. Sein Stil war nicht übermässig poetisch, aber immer glatt, gedrungen und pointirt. Seinen Versen fehlte es an Abwechslung im Ton, an höherem Schwung, aber sie verletzten nie das Ohr noch auch täuschten sie es durch einen schwachen Schluss.“ Der alte Wycherley nahm ihn zuvorkommend auf, und, nachdem er ihm einige Komplimente wegen seiner Verse gemacht, eröffnete er ihm, dass er es gern sehen würde, wenn Pope ihm seine Gedichte durchsehen und zustutzen würde. Der junge ehrgeizige Pope ging natürlich bereitwillig darauf ein. Als Wycherley aber bald darauf hörte, dass Pope sich seiner Ueberlegenheit über ihn gerühmt hätte, erklärte er, dass Pope es freilich verstehe, einen alten Rock zu wenden, aber nicht einen neuen zu schnei-

den. Pope, dem dies überbracht wurde, schrieb ihm bissig: „Dieser Band ist so voller Fehler, dass ich ihn nicht korrigiren kann, ohne vollständig das Manuskript zu entstellen. Ich fürchte mich ebenso davor, Sie zu schonen, als Sie durch eine zu unverschämte Korrectur zu beleidigen.“ Das war natürlich zu viel. Das Manuskript wurde zurückverlangt, und mit der Freundschaft war es zu Ende.

Doch war Pope durch Wycherley mit dem mehr als Kritiker denn als Dichter geschätzten Walsh bekannt geworden. Durch diesen wurde er in seinen Neigungen für die Alten noch mehr bestärkt.

Eine Anzahl kleinerer Dichtungen, die nun schnell nach einander entstanden, übergehen wir und nennen nur seinen *Essay on Criticism*, weil dieses Gedicht sofort seinen Ruhm begründete. Und wirklich verdiente es auch das allgemeine Aufsehen, was es erregte, schon desshalb, weil es das Werk eines Zwanzigjährigen war, während man nach den bisherigen Erfahrungen doch nur einen gereiften Kopf einer solchen Leistung für fähig gehalten hatte. Die *Ars poetica* des Horaz und Boileau's *Art poétique* haben ihm als Vorbilder gedient, doch ist seine Arbeit durchaus selbständig. Bei seiner Vorliebe für die Alten versteht es sich von selbst, dass nur diese ihm mustergiltig erschienen und dass die altenglischen Meister übersehen wurden. Giebt man diesen Standpunkt zu, so muss man anerkennen, dass die Ausführung der einzelnen Theile ebenso wie die klare und konsequente Durchführung des Ganzen gelungen ist. Alle Vorzüge seines Stils und seiner Versifikation finden sich bereits in diesem Gedicht, darüber hinaus ist er in der Technik der Kunst nicht mehr gewachsen; auch hier schon zeigt sich seine seltene Begabung, einen doch ungemein trockenen Gegenstand in ein gefälliges poetisches Gewand zu kleiden. Ursprüngliche Poesie ist es selbstverständlich nicht, aber immerhin ein geistreiches glattes Gedicht.

Mit der Veröffentlichung, des *Essay on Criticism* trat Pope in den Vordergrund der Londoner Tagesereignisse. Man war allgemein gespannt darauf, welcher Partei, ob den Tories oder den Whigs er sich zuwenden würde, „denn,“ um mich der

Worte des Herrn Ward aus dessen Einleitung zur *Globe Edition* der Werke Pope's zu bedienen,*) „der Parnass war vom Gipfel bis zur Basis gespalten, und die Sonne der königlichen und gouvernementalen Gunst begann gerade mit konzentrirter Macht auf die Tory-Hälfte zu scheinen." Die Tory-Schriftsteller waren in Folge dessen vorwiegend Politiker, während die der Whigs mit grösserer Freiheit verschiedene Zweige der Literatur kultivirten. Es ist nun von Interesse zu beobachten, wie Pope zwischen beiden Parteien sich hin und her bewegt, erst der einen dann der anderen mehr zugethan erscheint, sich aber nirgends so weit engagirend, dass ein rechtzeitiger Rückzug ihm nicht noch möglich gewesen, durch den er den nachtheiligen Folgen, die der Sturz einer Partei für deren hervorragende Häupter unbedingt nach sich ziehen musste, entgehen konnte.

Sowohl der Kreis seiner älteren Bekanntschaften, als auch sein religiöses Bekenntniss zogen ihn zu den Tories, deren bedeutendster literarischer Führer, Swift, damals auf der Höhe seines politischen Einflusses stand. Auch hatte Pope in jenem *Essay* einige untergeordnete Geister der Whig Partei scharf mitgenommen. Da aber Pope einen natürlichen Abscheu davor besass, sich in politische Tagesfragen einzumischen, so fühlte er sich als Schriftsteller mehr von der Whig-Partei angezogen, deren hervorragendster Schriftsteller der so elegante Feuilletonist Addison war. Entscheidend für ihn war aber wohl die warme Empfehlung, die jenes *Essay* in Addison's *Spectator* erfuhr. Pope wurde bald darauf mit Addison selber bekannt und, wie es scheint, befreundet, wenn auch ein herzliches Einvernehmen nicht stattfand. Von da ab galt er als zu den Whigs gehörig.

Wie ihn aber nicht persönliche Sympathien, sondern schriftstellerische Rücksichten in das Lager der Whigs getrieben, so sollte er dasselbe auch bald wieder verlassen, als er glaubte, dass man ihm als Schriftsteller nicht gerecht geworden.

In dem zwischen ihm und Addison ausbrechenden Streit ist es schwer, wenn man die englischen Quellen vergleicht, die nach

*) Wir wollen es an dieser Stelle nicht unterlassen, auf diese ebenso elegante wie billige und mit sorgfältigem Kommentar versehene Ausgabe der poetischen Werke Pope's aufmerksam zu machen.

dem verschiedenen Standpunkte der Autoren oft geradezu widersprechend sind, zu entscheiden, auf welcher Seite die Schuld gelegen habe, der Zwist selber ist für die ganze damalige Zeit sowie auch für den Charakter Pope's bezeichnend.

Im Jahre 1712 erschien Pope's *Lockenraub* in seiner ursprünglichen Form in zwei Gesängen ohne Scenerie der Elfen, Gnome u. s. w.; Addison's Spectator nahm davon in günstiger, wenn auch keineswegs überschwenglicher Weise Notiz. Im selben Blatte entdeckte nun Pope eine nach seiner Ansicht alles Mass überschreitende Lobeserhebung zweier Poeten, die als unbedingte Anhänger Addison's bekannt waren. Dadurch fühlte er sich gekränkt, und als dann später, als es sich um die Erweiterung des Lockenraubes handelte, Addison von einer solchen abrieth, war Pope geneigt, besonders da ihm dieselbe so gut gelang, jenen Rath als nicht aufrichtig, als einen vom Neid eingegebenen zu betrachten, wodurch seine Verstimmung nur noch vermehrt wurde. Trotzdem schrieb Pope, als bald darauf Addison's Cato zur Aufführung kam, den Prolog dazu. Es ist bekannt, dass Addison mit diesem Stück einen so durchschlagenden Erfolg errang, dass selbst die Tory-Partei in den allgemeinen Applaus und Jubel einstimmte. Da sollte sich das ganz Ungewöhnliche ereignen, dass aus der eigenen Partei heraus das so gefeierte Stück einen heftigen Angriff erfuhr.

Dieser ging aus von einem Manne, der als Dichter keinen besonderen Ruf, als Kritiker aber die seltene Eigenschaft besass, sich vom Erfolg nicht blenden zu lassen. Mit besonderer Vorliebe machte er sich daran, gerade solche Produktionen, an welchen das Publikum besonderen Gefallen gefunden, in ihre wirkliche oder vermeintliche Nichtigkeit zu zerlegen. Dieser Mann ist Dennis, dessen Name in Pope's Werken häufig angetroffen wird, denn Pope hasste ihn instinktiv. In seinem *Essay on Criticism* hatte er ihn als das Muster eines schlechten Kritikers bezeichnet, später liess er ihn in seiner *Dunciade* eine hervorragende Rolle spielen.

Addison, an dem seine Zeitgenossen das unbegreiflich fanden, dass er persönliche Invektiven fast stets unerwidert liess, obgleich er wie kaum ein anderer das Zeug dazu hatte, sie ge-

bührend zurückzuweisen, überliess auch diesen das Mass überschreitenden Angriff sich selbst. Pope aber glaubte nun mit einem Schlage zwei verschiedene Zwecke zu erreichen, einmal nämlich in einer scheinbar unparteiischen Absicht seinem Hasse gegen Dennis die Zügel schiessen zu lassen, sodann auch, sich zugleich Addison's Dankbarkeit zu erwerben. Er liess desshalb ein anonymes Pamphlet erscheinen, das noch massloser als die Kritik des Dennis und noch dazu ziemlich abgeschmackt war. Addison, dem es nicht gleichgültig sein konnte, dass man dieses Schriftstück mit seinem Namen in Verbindung brachte, erklärte öffentlich, obgleich er wohl vermuthete, wer der Autor war, dass er die Hand bei der Abfassung desselben nicht mit im Spiele gehabt, ja, dass er dasselbe geradezu missbillige, da er, wenn er wollte, jene Kritik ganz anders widerlegen könnte. Das war ein Schlag, den Pope dem Addison nie verzieh. Bald sollte es auch zu einem offenen Bruch kommen.

Pope schrieb zu jener Zeit an der Uebersetzung der Iliade, und der Zufall wollte, dass ein Freund und Anhänger Addison's sich derselben Aufgabe unterzogen hatte; wenigstens wurde das erste Buch der Iliade von beiden ziemlich gleichzeitig veröffentlicht. Addison, der die Uebersetzung seines Freundes Tickell selbst korrigirt hatte, erklärte beide für gut, nur hielt er dafür, dass die Tickell'sche dem Original näher käme. Der Erfolg dagegen beim Publikum war ganz auf Seiten Pope's.

Pope war von Natur zum Argwohn geneigt. Er hatte auf diese Uebersetzung grosse Zukunftspläne gebaut; sie sollte, auf Subskription herausgegeben, ihm ein auskömmliches Einkommen sichern. Er glaubte aber, dass Addison diesen Plan durchkreuzen wolle, indem er selbst jene Uebersetzung veranstaltet habe, zu der Tickell nur den Namen hergäbe. In dieser unglücklichen Stimmung fiel ihm ein Pamphlet in die Hände, das von Addison herrühren sollte. Das war zu viel. Er setzte sich hin und schrieb seine in England so berühmt gewordenen Verse auf *Atticus* (Addison) und schickte sie diesem zu*). Dieselben

*) Macaulay sagt von ihnen, dass sie jeder auswendig könnte oder verpflichtet sei, sie auswendig zu lernen.

wurden später etwas modifizirt in der Epistel an *Arbuthnot* aufgenommen; daselbst ist auch die von englischen Kritikern oft erwähnte äusserst scharfe satirische Charakteristik Lord Hervey's unter dem Namen *Sporus* zu finden.

Addison besass übrigens die seltene Selbstbeherrschung, darauf nur durch eine warme Empfehlung des Pope'schen Werkes und eine Aufforderung zur Subskription auf dasselbe zu antworten und dadurch gleichsam feurige Kohlen auf das Haupt seines Gegners zu sammeln.

Schon einige Jahre vor dem vollständigen Bruch mit Addison und der Whig-Partei hatte Pope die Bekanntschaft seines berühmten Zeitgenossen Swift gemacht; als sich jener Bruch nun vollzog, führte ihn dieser in die Tory-Zirkel ein.

Hier machte er die Bekanntschaft einer Anzahl Männer, die auf sein späteres Leben und Schaffen von bedeutendem Einfluss sein sollten. Wir nennen hier in erster Reihe St. John Bolingbroke, sodann den eben genannten Arbuthnot.

Das Klubleben hatte in der damaligen Zeit eine hervorragende Bedeutung. Das Versammlungslokal war ein mehr oder weniger obskures Londoner Kaffeehaus, wo man sich an bestimmten Abenden vom Minister abwärts bis zum simpelsten Skribenten zusammenfand, um Pläne und Machinationen gegen die Gegenpartei zu schmieden. Als Pope sich zuerst den Tories näherte, bestand unter diesen noch der Oktober-Klub mit rein politischer Tendenz. Nachdem dieser aber durch die Rivalität der beiden Führer Lord Bolingbroke und Lord Oxford unmöglich geworden war, gründeten sie den Skribblerus-Klub mit vorwiegend literarischer Tendenz. Angeregt durch die schriftstellerischen Bestrebungen dieses Klubs fasste Pope später den Plan zu seiner grossen Satire, der *Dunciade*, einem Werke, worauf er sich selbst und seine Parteigenossen viel zu gut thaten, welches aber, von einem höheren Standpunkt aus beurtheilt, als eine bedauerliche Leistung bezeichnet werden muss, da in ihm viel Geist und Witz an einem so kleinlichen Sujet verschwendet ist.

Pope war übrigens verständig genug, es mit der Gegenpartei nicht ganz zu verderben, und als bald darauf im Jahre 1714 das Tory Ministerium gestürzt wurde, als Bolingbroke in

3*

die Verbannung floh, Oxford im Gefängniss schmachtete und Swift sich grollend in die Einsamkeit seiner irischen Pfarre begrub, wurde Pope auf die zuvorkommendste Weise von der neuen Regierung behandelt. Der Minister Lord Halifax bot ihm eine Pension aus Staatsmitteln an, die er aber, um seine Unabhängigkeit zu wahren, dankend ausschlug. Seine Homerübersetzung, von der bald die ersten vier Bücher erschienen, sollte ihn glänzend entschädigen. Die Subskription darauf betrug nicht weniger als £. 5000.

Es ist viel über den Werth und Unwerth dieser Uebersetzung hin und her gestritten. Zu Pope's Zeiten stritt man ganz ernsthaft auch ausserhalb Englands darüber, wer grösser sei: Pope oder Homer. So sagt der als Dichter bekannte Hamburger Senator Brokes in der Einleitung seiner Uebersetzung des *Essay on Man:* „Pope hat sein Werk nach dem besten Geschmack der jetzigen Zeit sehr geschickt einzurichten gewusst. Man zweifelt, ob Homer oder sein Uebersetzer grösser sei, wenigstens giebt er demselben an poetischem Feuer und Stärke nichts nach.“ Macaulay hingegen, indem er von der Tickell'schen und Pope'schen Uebersetzung redet, drückt sich über beide folgendermassen aus: „Von keinem der beiden Rivalen kann behauptet werden, er habe die Iliade übersetzt, man müsste denn das Wort Uebersetzung etwa in dem Sinne brauchen, wie es im Sommernachtstraum vorkommt. Als Bottom mit einem Eselskopf statt seines eigenen erscheint, ruft Peter Quince aus: Hilf Himmel, Bottom, du bist übersetzt! In diesem Sinne kann ganz ohne Zweifel der Leser sowohl von Pope wie von Tickell ganz passend ausrufen: Hilf Himmel, Homer, du bist wirklich übersetzt!“

Es kann darüber gestritten werden, wie viel oder wenig von Homer in die Pope'sche Uebersetzung hinein gerettet ist; das ist jedenfalls gewiss, dass sie bei ihrer Erscheinung, und noch eine Zeitlang nachher, die beste poetische war, die in England existirte, und dass viele Tausende, denn das Buch wurde bald populär und blieb es lange, durch dasselbe mit Homer, wenn auch in diesem sehr modernisirten Gewande, bekannt wurden.

Hat man jemals in Deutschland über den Schiller'schen Versuch, den Virgil in gereimte deutsche Verse zu bringen, ein so herabsetzendes Urtheil gefällt? Und doch kennen wir in der deutschen Literatur kein Werk, das mit dem in Rede stehenden sich besser vergleichen liesse.

Der Uebersetzung der Iliade folgte 1725 die der Odyssee; an dieser hatte er zwei Mitarbeiter, die sich so in seinen Stil und seine Schreibweise hineingearbeitet hatten, dass es schwer fällt, den Antheil eines jeden herauszufinden.

Inzwischen hatte sich Pope's Ruhm befestigt; alle aristokratischen Zirkel bis zum Hof hinauf öffneten sich ihm und brachten ihm ihre Huldigungen dar. Pope scheint sich eine Zeitlang in denselben wohl befunden zu haben, wenigstens dehnte er seinen Bekanntschaftskreis unter der hohen Aristokratie sehr aus und trat zu einigen hochgestellten geistreichen Damen in intimere Beziehung. Ehe wir über die Stellung, welche Pope dem schönen Geschlecht gegenüber einnahm, etwas berichten, müssen wir an einiges schon früher Erwähnte erinnern.

Der Verkehr der Geschlechter unter einander war ganz frei und kaum durch das Band der Etikette äusserlich gezügelt. Ja, unter den Stuarts wenigstens, galt Schamlosigkeit sogar als ein besonderes Vorrecht des Höflings. Die Ehe wurde meistens aus äusseren Gründen gesucht, eheliche Treue als kleinbürgerliches Vorurtheil verlacht. Liebeshändel und Intriguen mit verheiratheten und unverheiratheten Damen waren eine ganz selbstverständliche Beschäftigung eines Gentleman.

Neben körperlicher Schönheit waren es vor allem geistige Vorzüge, die die Augen der Schönen anzogen, und so finden wir alle Männer von Geist in derartige ungeregelte Liebesverhältnisse verwickelt.

Wer kennt nicht die Namen Stella und Vanessa, die durch ihre Liebe zu Swift und ihre daraus entspringenden traurigen Lebensschicksale eine so schmerzliche Berühmtheit erlangt haben! Der schon öfter erwähnte Congreve war erklärter Liebhaber der etwas excentrischen Tochter des Herzogs von Marlborough, da-

bei unterhielt er aber ein anderes ebenso intimes Verhältniss zu einer ziemlich obskuren Frauensperson. Als Wycherley nach Aufführung seiner ersten Komödie an den Hof kam, verliebte sich die Herzogin von Cleveland, die Maitresse Karl's II., in ihn, sie verschaffte ihm eine Stelle am Hof, um ihn in ihrer Nähe zu haben.

Es fiel weiter nicht sehr auf, wenn, wie das ebenfalls unter dem zweiten Karl vorkam, eine Dame, den höchsten Kreisen angehörend, einem Lieblingsschauspieler von der Loge aus vor versammeltem Publikum Worte des Einverständnisses zurief, die sich heute ein Freudenmädchen scheuen würde, in offener Gesellschaft einem Begünstigten zuzurufen.

Wie Pope, der grosse moralische Dichter, über diese Verhältnisse dachte, ersieht man am besten aus seiner Satire auf die Frauen. Er ist ein entschiedener Feind aller Ausschreitungen, wenn er auch über die Ehe selbst eine den Verhältnissen der Zeit und seiner Umgebung entsprechende laxere Auffassung gehabt zu haben scheint. Sein eigenes sittliches Verhalten ist wohl, wenn man von einigen dummen Verdächtigungen persönlicher Feinde absieht, kaum angezweifelt worden. Doch ist dies Lob kein allzuschwer verdientes, da seine Körperbeschaffenheit ihn zu einer grossen Abstinenz gezwungen zu haben scheint. Versuchungen war er auch wohl kaum ausgesetzt. Denn so hoch man auch gewillt war, seine geistigen Fähigkeiten anzuschlagen, so waren diese in den Augen der Schönen doch keineswegs so schwer wiegend, dass sie seine vielen körperlichen Mängel hätten vergessen machen.

Pope hatte übrigens, schon bevor er die aristokratischen Zirkel frequentirte, als er noch in ländlicher Eingezogenheit lebte, zwei Schwestern, Therese und Martha Blount, kennen und schätzen gelernt. Zunächst scheinen ihn beide gleichmässig interessirt zu haben, bei näherer Bekanntschaft fühlte er sich mehr zur älteren hingezogen, schliesslich aber war es die jüngere, Martha, die ihn so für sich einzunehmen wusste, dass er sein ganzes Leben hindurch eine aufrichtige Verehrung und Liebe für sie empfunden hat. Es ist kein Grund vorhanden, die Reinheit dieses andauernd schönen Verhältnisses in Zweifel zu ziehen. An eine Verheirathung scheint Pope indessen nie ernsthaft gedacht zu haben.

Seine Neigung für Martha Blount war jedoch keine so leidenschaftliche, dass sie jede andere ausgeschlossen hätte. Wir wollen hier nur einer einzigen Erwähnung thun, da die Spuren derselben so häufig in seinen Werken wiederkehren.

Die geistreichste Dame der hohen Aristokratie war damals zweifelsohne Lady Montagu. Bei ausgezeichneten Naturanlagen hatte sie eine für die damalige Zeit aussergewöhnlich gründliche Bildung genossen, dazu kam, dass sie blendend schön war. Wegen ihres eleganten, leichten Briefstiles, der die grösste Natürlichkeit aufweist, nimmt sie in der englischen Literatur etwa dieselbe Stelle ein, wie Madame de Sévigny in der französischen.

Pope wurde bei ihr eingeführt, und es konnte nicht fehlen, dass sie einen gewaltigen Eindruck auf ihn machte. Sie ihrerseits liess sich seine Huldigungen gern gefallen und beantwortete auch wohl gelegentlich Briefe und Gedichte, die er an sie sandte. Der Briefwechsel zwischen beiden wurde auch fortgesetzt, als sie ihrem Gemahl nach Konstantinopel folgte. Nach ihrer Rückkehr von dort, siedelte sie sich in der Nähe von Twickenham an, wo Pope sich inzwischen niedergelassen. Hier aber sollte sich das Verhältniss bald in das Gegentheil umkehren. Eine allzufeurige Erklärung seinerseits soll sie mit einem allzuhöhnischen Lachen beantwortet haben.

Wie dem auch sei, das Verhältniss erkaltete und schlug bald in das direkte Gegentheil um.

Pope hat sich für diese Zurücksetzung nur zu sehr gerächt. Die einst von ihm so sehr bewunderte, verehrte und vielleicht geliebte Schönheit wurde von da an in seinen Schriften schonungslos gegeisselt.

Es ist dies gewiss ein hässlicher Zug in seinem Charakter. Zu seiner Entschuldigung lässt sich vielleicht anführen, dass eine so höhnische Zurückweisung ihn, den krüppelhaften Menschen, um so tiefer kränken musste, je mehr er sich seiner geistigen Ueberlegenheit über glücklichere Nebenbuhler bewusst war. Ueberdies war in jener skandalsüchtigen Zeit ein derartiges Vorgehen in Schriften auch Damen gegenüber nichts seltenes.

Sein Verhältniss zu Martha Blount wurde durch diesen Zwischenfall nur um so beständiger und selbstloser. Ja, es ist nicht mehr zu bezweifeln, dass er ihretwegen, um ihr eine sorgenfreie Existenz zu gründen, sich zu einem Schritt verleiten liess, der seine Schriftstellerehre geradezu befleckte. Das Nähere darüber bei Gelegenheit der *Satire auf den Charakter der Frauen.*

Im Jahre 1717 war Pope's Vater gestorben. Seine Hinterlassenschaft hatte den Sohn in den Stand gesetzt, seinen längst gehegten Wunsch, einen Wohnsitz und Park an den Ufern der Themse zu besitzen, zu befriedigen. Er hatte sich, wie schon oben erwähnt, in Twickenham an den Ufern des von ihm in seinem *Windsor-Forest* besungenen Flusses angekauft. Sein parkartiger Garten wurde mit der Zeit sein Lieblingsaufenthalt, und dort war es, wo er seine Freunde, vor allem Swift, und seine vielen Verehrer in ländlicher Einfachheit bewirthete.

Bald darauf liess sich Pope, dessen Name von den Buchhändlern sehr gesucht war, zu einem buchhändlerischen Unternehmen verleiten, wozu er nicht geeignet war. Er veranstaltete nämlich, ohne genügende Studien dazu gemacht zu haben, eine Shakspeare Ausgabe. Theobald, der sich derselben Aufgabe mit grossem Fleiss und nicht ohne Geschick unterzogen hatte, hielt es für angezeigt, die vielen Mängel der Pope'schen Arbeit schonungslos aufzudecken. Pope fühlte sich dadurch so beleidigt, dass er den unglücklichen Theobald bald darauf zum Helden seiner *Dunçiade* machte.

Im Jahre 1726 verlebte Swift vier Monate bei seinem Freunde in Twickenham. Dieses Zusammenleben muss für beide sehr anregend gewesen sein; denn bald darauf gab Swift seine grosse, nur zu scharfe Satire *Gulliver's Reisen* heraus, und Pope hatte sein so lange erwartetes Werk, die *Dunçiade*, so weit gefördert, dass es im Jahre 1728 erscheinen konnte, nachdem Theile davon als Manuskript in befreundeten Kreisen schon bekannt geworden waren.

Die Wirkung, die diese Satire in England hervorbrachte, war ungeheuer. Pope hatte darin in scharfer und geistreicher Weise das ganze Heer der Poetaster und Skribenten einzeln sezirt, sie in ihrer Hohlheit gezeigt, und jedem in dem Reich der

Dummheit seine Stelle angewiesen, doch war er ungerecht und parteiisch genug gewesen, seine persönlichen Feinde unter diese Schaar von Pinseln aufzunehmen.

Er hatte gehofft, dieses ganze Heer mit einem Schlage moralisch zu vernichten und zum ewigen Schweigen zu bringen. Doch darin hatte er sich getäuscht; denn von allen Seiten hagelte es Entgegnungen und Schmähschriften auf ihn ein, unter denen die der Lady Montagu nicht die massvollste war. Das reizte ihn natürlich zu Erwiderungen. So entstand daraus eine ganze Reihe literarischer Fehden, die sich durch lange Jahre hinzogen, ihm manchen Tag verdarben und sein weiteres Schaffen sehr beeinträchtigten.

Im Jahre 1723 kehrte Bolingbroke nach langem Exil nach England zurück. 1725 liess er sich daselbst bleibend nieder. Er hatte die langen Jahre der Verbannung keineswegs im Nichtsthun vergeudet, sondern vielmehr sich ernster Geistesarbeit hingegeben, wie das die ganze Reihe seiner politischen und philosophirenden Schriften beweist. Bei seiner endgültigen Rückkehr nach England erneuerte er die bis dahin nur flüchtige Bekanntschaft mit Pope, und bald sollte sich diese zu einem intimen Freundschaftsbündniss zwischen beiden gestalten. Pope empfand für Bolingbroke, der in allen Lagen seines wechselvollen Lebens eine solche Kühnheit, einen solchen Gleichmuth bewahrte, eine aufrichtige Verehrung.

Als Bolingbroke nun auf seinen langen Besuchen in Twickenham ihn mit seinem System einer natürlichen Religion ohne Offenbarung bekannt machte, wurde Pope davon so hingerissen, dass er sich entschloss, dasselbe in einem grösseren Lehrgedichte zu verewigen. Auch Bolingbroke munterte ihn zu dieser Arbeit auf, und so entstand denn sein originellstes Gedicht, der *Essay on Man.*

Aber auch nach einer anderen Seite hin sollte sich Bolingbroke's Einfluss auf ihn geltend machen. Während Pope bisher eigentlich zwischen den zwei grossen Parteien hin und her geschwankt, und es mit keiner ganz verdorben hatte, brachte ihn der stete Umgang mit Bolingbroke und dessen Freunden dahin, dass er sich von da an vollständig mit der Tory-Partei identifizirte.

In seinen sogenannten moralischen Schriften fand er Gelegenheit genug, wiederum seine satirische Geissel zu schwingen. Diesmal aber zielte er nicht, wie in der *Dunçiade,* nach untergeordneten Skribenten, sondern mit Vorliebe nach hochstehenden Personen. Ja, sogar der Hof, der ihn stets mit Auszeichnung behandelt hatte, zu dem er aber durch seine Intimität mit Bolingbroke in eine schiefe Stellung gerathen war, war nicht sicher vor ihm. Georg II., den er den nachgemachten Augustus nannte, vor allem aber die Königin Caroline hatten wiederholt die Schärfe seiner Satire zu fühlen. Dass er sich dies ungestraft erlauben durfte, ist ein Beweis von der hohen Verehrung, die dem Dichter ziemlich allgemein zu Theil wurde, und die bei der gegnerischen Partei nur mit einem Gefühl der Furcht und des Neides gemischt war.

Im Jahre 1742 erbte Bolingbroke nach dem Tode seines Vaters dessen grosse Besitzungen bei Battersea; der freundschaftliche Verkehr mit Pope wurde dadurch von selbst unterbrochen. Inzwischen hatte auch der Tod unter den ihm Nahestehenden aufgeräumt. Arbuthnot war im Jahre 1734 gestorben; im Jahre vorher seine 93jährige Mutter, für die er eine seltene kindliche Liebe und Verehrung gefühlt hatte. Swift war körperlich noch unter den Lebenden, sein Geist aber war rettungslos dem Irrsinn verfallen.

Obgleich nun Pope noch einen grossen Kreis von Bekannten und Verehrern hatte, die es sich zur Ehre anrechneten, ihn zu bewirthen oder seine Gastfreundschaft zu geniessen, so fehlte ihm doch nach der Uebersiedelung Bolingbroke's nach Battersea eine ihm näher stehende befreundete Seele, mit der er, wie er das gewohnt war, in nähere Beziehung treten konnte.

Diese Lücke auszufüllen, war Warburton berufen, ein Mann, der seinen Namen mit dem des Dichters auf ewig verknüpft hat, und zwar dadurch, dass er die erste Gesammtausgabe von Pope's Werken mit einem ausgiebigen Kommentar begleitete.

Er hatte sich Pope bekannt gemacht durch eine Vertheidigungsschrift des *Essay on Man* gegen die Angriffe eines französischen Censors, der in dem Essay spinozistische Grundanschauungen denunzirt hatte. Warburton, selbst ein Mitglied der

anglikanischen Geistlichkeit, wies nun in jener Apologie die Uebereinstimmung des Pope'schen Gedichts mit den Anschauungen der anglikanischen Kirche nach. Pope war von der Art und Weise der Interpretation seines Werkes so entzückt, dass er bei mehr als einer Gelegenheit betheuerte, dass Warburton ihn besser verstehe, als er selbst.

Bolingbroke wurde durch den Einfluss, welchen dieser Parteigänger der Hochkirche auf Pope übte, noch kurze Zeit vor des Dichters Tode demselben entfremdet. Dieser fand statt im Jahre 1744. Pope starb mit der Ruhe eines Philosophen, wenn er auch äusserlich mit der Kirche, in der er geboren und erzogen war, im Zusammenhang blieb.

Wir haben bei diesem kurzen Lebensabriss nur die bedeutendsten Werke Pope's genannt. Nach dem Mitgetheilten wird man leicht einsehen, dass ein grosser Theil derselben, nachdem die Zeiten und Menschen dahingegangen sind, für die sie geschrieben, von nur geringem Interesse sein können. Im Folgenden aber gedenken wir den Leser mit einigen seiner Geisteswerke bekannt zu machen, die sich einerseits über die enge Sphäre der Augusteer erheben und andererseits den unverkennbaren Stempel des Genies an sich tragen.

Ehe wir hierzu übergehen, müssen wir noch Einiges über die Bekanntschaft Pope's in Deutschland, sowie über die bisherigen Versuche, ihn auf dem deutschen Parnass einzubürgern, vorausschicken.

Pope in Deutschland.

Ein Zeitgenosse Pope's in Deutschland ist Gottsched. Es genügt daran zu erinnern, um damit zu konstatiren, dass die Literatur-Zustände in Deutschland die allerkläglichsten waren. Eigentlich originelle Schaffungskraft war nirgends zu finden, und diejenigen, denen die Ausbildung und Veredelung vaterländischer Kunst und deutschen Geschmacks vor allem Pflicht gewesen wäre, holten sich ihre Ideale aus der Ferne. Die Gelehrten schrieben und sprachen latein, die Fürsten und ihr ganzer Anhang französisch. Deutsches Wesen verkam mehr und mehr.

Wenn unter solchen Verhältnissen ein Leipziger Professor sich mit deutscher Poesie beschäftigte und neue Bahnen für sie aufsuchte, so war das immerhin anerkennenswerth; wenn derselbe prosaisch nüchterne Mensch aber seine eigenen Machwerke als bahnbrechend bezeichnete, so ist eine solche Selbstüberschätzung bedauerlich, aber noch bedauerlicher ein Volk, welches an ein solches Orakel glaubt.

Da in Deutschland seit dem Absterben der mittelalterlich romantischen Poesie keine Muster zu finden waren, so holte sich Gottsched dieselben von den Franzosen.

Bekannt ist, dass im Gegensatz zu ihm und seinen vielen Anhängern die sogenannte schweizerische Schule auf die Engländer, speziell auf Milton, hinwies, die Augusteer aber als französirend abwies, welche letztere dafür von den Gottschedianern, die Milton verketzerten, hoch gehalten wurden.

Ein dritte Richtung wird vertreten durch den Hamburger Brokes. Auch er war ein Feind der Franzosen und ein An-

hänger der Engländer; doch machte er unter diesen keinen generellen Unterschied. Ihm galt Pope neben Milton und Thomson mustergültig; wie er denn auch Stücke von allen dreien übersetzt hat.

Von Pope übersetzte er den *Essay on Man*. Es ist dies die erste metrische Uebersetzung dieses Gedichtes in das Deutsche, sie erschien im Jahr 1740 in Hamburg. Sie ist insoweit auch heute noch von Werth, weil sie uns ohne weiteren Kommentar die bodenlose Verkommenheit unserer Dichtersprache zeigt, und uns den schwulstigen, barocken Stil jener Zopfperiode unvermittelt vor die Augen stellt. Wenn man diese schleppenden, steifen Alexandriner liest, kommt einem unwillkührlich Zopf und Allongenperücke und das ganze steife Kostüm und gespreizte Wesen eines damaligen hochweisen Rathsherrn vor die Augen.

Zwei Jahre später erschien eine metrische Uebersetzung des *Lockenraubes* von Madame Gottsched oder, wie der Titel sagt, von Louisen, Adelgunden, Victorien Gottschedinn, in viel beweglicheren, gefälligeren Versen.

Welche Beachtung Pope übrigens in Deutschland fand, geht schon aus dem Umstande hervor, dass die preussische Akademie der Wissenschaften im Jahre 1755 die Preisaufgabe stellte: Untersuchung des Pope'schen Systems, welches in dem Satze: *Alles was ist, ist gut*, enthalten ist.

Bekanntlich veranlasste diese Aufgabe die geistvolle Abhandlung Lessing's: *Pope ein Metaphysiker*, deren ganze Schneide gegen die Akademie selber gerichtet ist. Wir werden später noch Gelegenheit haben, auf dieselbe zurückzukommen.

Dass der Bücheraustausch zwischen England und Deutschland noch ein sehr erschwerter gewesen sein muss, ersieht man aus der Vorrede zur Uebersetzung des Lockenraubes. Es heisst darin: „Ich bemühte mich also den Grundtext aus England zu bekommen, aber einige Jahre vergebens.“ In Folge dieser Unmöglichkeit, sich den englischen Text zu verschaffen, fasste Madame Gottsched sogar den kühnen Gedanken, ihre Uebersetzung zunächst nach einer französischen Prosa-Uebersetzung anzufertigen. Als sie dann später das Original endlich bekam, blieb

ihr nichts anderes übrig, als die Arbeit von neuem zu beginnen.

Um diesem Mangel abzuhelfen, erschien im Jahre 1763 in Berlin eine neunbändige englische Ausgabe des Dichters; dieselbe ist ziemlich vollständig (es fehlt nur die Homerübersetzung), und ist der Hauptsache nach der Warburton'schen Ausgabe nachgedruckt.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, auf seine direkten Nachahmer im komischen Heldengedicht wie Zachariae und andere näher einzugehen; sie hatten sich von ihm eben nichts anderes gemerkt, als „wie er räuspert und spuckt“, auch selbst in der Form blieben sie weit zurück.

In der Zeit unserer grossen Meister war es von englischen Dichtern eigentlich nur noch Shakespeare, dem in Deutschland grössere Aufmerksamkeit geschenkt wurde, und dieses Interesse für ihn ist bis auf den heutigen Tag fort und fort gewachsen, während Pope bei uns ähnlich wie in England ganz in den Hintergrund trat, seine Werke sind auch dem gebildeten Deutschen höchstens dem Namen nach bekannt.

Anfangs der vierziger Jahre erschien dann noch eine Uebersetzung von Pope's poetischen Werken, von Adolph Böttger und Theodor Oelkers verfasst. Aber auch diesen ist es nicht gelungen, Pope in weiteren Kreisen bekannt zu machen oder ihm gar Freunde zu erwerben, und zwar tragen die Herren Verfasser selbst die Hauptschuld an diesem Misslingen. Zunächst versehen sie es darin, dass sie es unterliessen, eine genaue Sichtung seiner Werke vorzunehmen, um alles das auszuscheiden, was ganz spezifisch englisch ist oder der Atmosphäre des engen Kreises der Augusteer angehört; denn dass für diese Schriften sich noch ein anderer als ein Literar- oder Kulturhistoriker interessiren könnte, war gar nicht anzunehmen, und einem solchen bleibt das Original selbst stets unentbehrlich. Aus den vier Bänden hätten sie einen machen müssen. Dann aber genügt die Uebersetzung lange nicht den Anforderungen, welche man in Deutschland gewohnt ist an eine gute Uebersetzung zu stellen. Dies gilt vor allem von den von Theodor Oelkers übertragenen Stücken.

Pope's Ausdrucksweise ist knapp und gedrungen und in Antithesen sich gefallend; fast jeder Vers ist in sich abgerundet, ein Verschleifen in den andern Vers kommt selten vor, zwei Verse ergänzen sich sehr oft epigrammatisch. Trotz dieser gedrungenen Form, wozu sich die englische Sprache vermöge ihrer vielen kurzen Worte viel besser als die deutsche eignet, ist die Diktion stets fliessend und meistens schwungvoll, und darin beruht hauptsächlich Pope's Meisterschaft. Böttger bemüht sich, vor allem die Pope'sche Gedrungenheit wiederzugeben; er vermeidet es stets, dass die Zahl seiner Verse die des Originals überschreite. Eine Folge davon ist eine Anhäufung einsilbiger oder abgekürzter Worte, er scheut sich selbst nicht vor undeutschen Wortverbindungen. Er übersetzt dadurch manchmal getreuer, seine Verse klingen aber zu gehackt, der poetische Schwung geht oft ganz verloren, man vergisst bei ihrer Lektüre nicht einen Augenblick, dass man es mit einer Uebersetzung zu thun hat. Der Lockenraub ist ihm noch am besten gelungen. Unsere Uebersetzung*) hat es sich zur Hauptaufgabe gemacht, jenen poetischen Schwung in erster Reihe zu reproduziren und von der Pope'schen knappen Ausdrucksweise soviel zu geben, als unsere deutsche Sprache in der Poesie zulässt. Dadurch haben wir von vornherein eine freiere Stellung zum Original eingenommen und das, was im Verse unwesentliche Zugabe ist, nach Bedürfniss ausgeschieden, während wir auch andererseits nicht zurückgeschreckt sind, wenn es uns darauf ankam, einen Gedanken in seiner Vollständigkeit wieder zu geben, oder wenn er uns besonders ergiebig schien, für zwei Pope'sche vier der eigenen zu setzen. So übersetzt Böttger beispielsweise wörtlicher folgende Verse aus Heloise an Abelard:

There stern Religion quench'd the unwilling flame,
There died the best of passions Love and Fame.
Andacht erstickte hier die stolzen Triebe
Der Leidenschaften beste, Ruhm und Liebe.

Unsere lautet dagegen:

Hier dämpfte strenge Büssung meine Triebe,
Hier starb die beste Leidenschaft — die Liebe.

*) Ein Theil derselben erschien in der Universalbibliothek Heft 529.

Was soll hier Fame, Ruhm oder eigentlich Ambition, Ruhmsucht neben Liebe? Es macht hier den Eindruck eines Nothreims, deshalb haben wir es unbedenklich in der Uebersetzung unterdrückt.

Oder um einige Beispiele nach der anderen Richtung hin anzuführen, so übersetzt Böttger folgende Verse aus dem *Essay on Man*:

Is the great chain, that draws all to agree
And drawn supports, upheld by God or thee?

Die grosse Kette, stützend alles hier
Wird sie von Gott gehalten oder dir?

Unsere Uebersetzung lautet:

Die grosse Kette, der sich ein muss fügen
Was Leben hat, dies unsichtbare Band,
In dessen Umkreis alle Welten liegen,
Ruht es in deiner oder Gottes Hand?

Folgende Stelle aus demselben Gedichte:

One self approving hour whole years outweighs
Of stupid starers and of loud huzzas.

lautet bei Böttger ganz undeutsch:

Die selbstbewusste Stund' ist Jahre werth,
Wo uns das Hurrah stumpfer Narr'n verehrt.

In unserer freieren Uebersetzung lautet die Stelle:

Und gegen eine weihevolle Stunde,
Wo schwer erfüllter Pflicht man sich bewusst,
Was gilt der Hurrah-Ruf der Narren-Runde?
Dies schmerzt das Ohr, doch jenes hebt die Brust.

Solche Erweiterungen sind übrigens nur Ausnahmen, nicht die Regel.

Zu weiterem Vergleich folge hier der Anfang des 4. Buches des *Essay on Man* in beiden Uebersetzungen. Da die Brokes'sche aus den oben erörterten Gründen sehr lehrreich ist, aber wohl nur wenigen zugänglich sein wird, so lassen wir dieselbe Stelle in dieser Uebersetzung vorausgehen.

O, Glück! dass du so Zweck als Absicht von unserm
ganzen Wesen bist:

Man mag dich Wollust, Ruh, Vergnügen, und wie man etwa sonst will, nennen,
Du Ungewiss, ich weiss nicht was, wornach wir ewig seufzen, rennen,
Wodurch das Leben uns so lieb, das Sterben so verdriesslich ist, (sic)
Das immer nah und fern von uns, das, so von Klugen als von Thoren
Nicht richtig, doppelt wird gesehn. Du Pflanze, die du bist geboren
Aus himmlischem Gewächs und Saamen, wofern du bist herabgekommen,
So sage doch, in welchem Boden der Menschen man dich wachsen sieht?
Eröffnen etwa warme Strahlen des holden Hofes deine Blüth'?
Wie, oder hast du in den Minen, beym Demant, deinen Sitz genommen?
Bist du in des Parnassus Kränzen von grünem Lorbeer eingeflochten?
Wie, oder wirst du auf der Wahlstatt, im Streit gemähet und erfochten?
Wo wächst es? und wo wächst es nicht? Wofern wir uns umsonst bemühn,
So ist es bloss der Pfleg allein und nicht dem Boden zuzuschreiben.
Das wahre Glück ist nicht verschrenkt, an einem eignen Ort zu bleiben,
Man sieht es nirgend, oder auch bey uns an allen Orten blühn,
Es lässt für Geld sich nicht erkaufen, ist immer frei in seinem Lauf,
Es fliehet mächtige Monarchen, und hält bei dir, Mylord, sich auf.

Dasselbe lautet in Böttger'scher Uebersetzung:

Glückseligkeit! Du Zweck und Ziel für's Leben,
Ruh, Freude, Gut, wie sie dir Namen geben. —
Ersehntes Wesen, wofür wir ertragen
Das Leben, wofür wir zu sterben wagen,
Das fern uns, mag es uns auch stets umkreisen,
Nie, doppelt auch, erblickt von Narr'n und Weisen,
Du Himmelspflanze! schmückst du unsre Zonen,
So sprich, bei wem magst du am liebsten wohnen?
Lässt du an Höfen deine Schönheit schimmern,

Magst du im tiefem Schacht beim Demant flimmern?
Schmückst du den Lorbeer in des Dichters Kranz,
Reifst du in Schlachtfeld's blut'gem Waffentanz?
Wo blühest du? wo nicht? Fehlt unser Streben,
Sei ihm, dem Boden, nicht die Schuld gegeben.
An keinen Ort ist wahres Glück gebunden,
Und überall — sonst nirgends sei's gefunden;
's ist immer frei, doch nirgend käuflich hier,
Die Fürsten flieht's und wohnt, mein Freund, bei dir!

In unserer Uebersetzung lautet diese Stelle:

Glückseligkeit! Dies Endziel alles Strebens,
Der Leitstern und der Zweck des Menschenlebens,
Lust, Freud', Zufriedenheit, wie nur es nennen
Dies Etwas, dem mit Schmerzen wir nachrennen,
Für welches unser Leben wir ertragen
Und muthig auch dem Tod zu trotzen wagen,
Das stets so nah und doch nie ganz zur Hand,
Von Narren und von Weisen oft verkannt.
Du Himmelspflanze, sprich, wenn ausgestreut
Auf ird'scher Flur, wo deine Frucht gedeiht?
Schiesst hoch du auf in eines Hofes Glanz?
Fügst du dich ein dem grünen Lorbeerkranz,
Den Musen hold um Denkerstirnen winden?
Bist du im Schacht beim Edelstein zu finden?
Wie, oder reifst du gar auf blut'gem Feld,
Pflückt dich mit Eisenfaust des Krieges Held?
Wo wächst, wo wächst sie nicht? Wenn nicht zu sehn,
Der Boden nicht, die Pflege hat's versehn;
Denn wahres Glück, an keinen Ort gebunden,
Wird nirgends oder überall gefunden.
Nicht Gold erkauft es, Freiheit seine Zier,
Vom Hof geflohn, weilt es, St. John, bei dir.*)

---

*) Zur bessern Vergleichung geben wir hier das Original:
Oh Happiness! our being's end and aim!
Good, Pleasure, Ease, Content! whate'er thy name:
That something still which prompts th'eternal sigh,
For which we bear to live, or dare to die,
Which still so near us, yet beyond us lies,
O'erlook'd, seen double, by the fool and wise.
Plant of celestial seed! if dropt below,
Say in what mortal soil thou deign'st to grow?
Fair op'ning to some Court's propitious shine,

Wir geben hier noch die Schlussverse des 3. Gesanges des Lockenraubes zuerst in der Gottsched'schen, dann in der Bött-ger'schen und schliesslich in unserer Uebersetzung.

Was die strenge Zeit verschont, unterwirft der Stahl dem Falle;
Mensch und Denkmal zeigen dies: ein Verhängniss trifft sie alle!
Hat der Götter eigne Werke nicht der Stahl zu Fall gebracht,
Und auch Trojens Königsthürme endlich noch zu Schutt gemacht?
Stahl vernichtet jedes Werk, was der Menschen Stolz errichtet,
Sind die Siegesbögen selbst nicht durch seine Macht vernichtet?
Ist's denn Wunder schöne Nymphe! dass des Stahles strenge Wuth
An dem Schmucke deiner Haare die gewohnte Wirkung thut?

Was Zeit verschont, das wird vom Stahl getrennt,
Der Mensch zerfällt, wie jeglich Monument,
Der Götter Werk ward einst dem Stahl zum Raub,
Er stürzte Troja's Mauern in den Staub;
Stahl löst der Menschenwerke schönsten Bund,
Und stürzt die Bogen des Triumph's zu Grund.
Welch Wunder, wenn der Locken voller Guss
Die Macht des starken Stahles fühlen muss?

Was Zeit verschont, das grimmer Stahl vernichtet,
Denkmäler fall'n, wie die, die sie errichtet;
Selbst an der Götter Werk sich Stahl vergreift;
Ward Troja, die ehrwürd'ge, nicht geschleift?
Die Zeugen unsres Stolzes sind sein Raub,
Und Siegesbogen wirft er in den Staub.
Was Wunder, dass ein stählern Instrument
Dein Lockenhaar vom schönen Haupt getrennt?*)

Am meisten haben zwei Männer dazu beigetragen, Pope gänzlich um sein Ansehen in Deutschland zu bringen, der eine

Or deep with di'monds in the flaming mine?
Twin'd with the wreaths Parnassian laurels yield,
Or reap'd in iron harvests of the field?
Where grows? — where grows it not? If vain our toil,
We ought to blame the culture, not the soil:
Fix'd to no spot is Happiness sincere,
'Tis nowhere to be found or ev'rywhere;
'Tis never to be bought, but always free,
And fled from monarchs, St. John! dwells with thee.

*) Das Original lautet:

What Time would spare, from Steel receives its date,
And monument like men submit to fate!

4*

ist der Historiker Schlosser, der andere der Literarhistoriker Hermann Hettner, der erstere aus Parteilichkeit und Sucht zum Schematisiren, und auch weil er den Dichter nur mangelhaft gekannt hat, der andere aus purer Unkenntniss, und weil er, von seiner vorgefassten Meinung ausgehend, aus seinen nur oberflächlich benutzten Quellen alles das herausgelesen, was für Pope ungünstig war, dies in den Superlativ erhoben und dann kritiklos zusammengestellt hat.

Der letzte Vorwurf ist, wir sind uns dessen sehr wohl bewusst, ein entschieden schwerer, und dies noch um so mehr, weil er einem Literarhistoriker auf seinem eigenen Gebiete gemacht wird; wir werden, wie es die Wichtigkeit des Gegenstandes erfordert, ihm ein besonderes Kapitel weihen, während wir den Historiker, dem die Literatur ja nur Nebenfach ist, da, wo sich die passendste Gelegenheit bietet, bei den Gedichten selber rektifiziren werden. Doch bietet sich uns gleich hier eine Gelegenheit, an einem Beispiel (denn der *Essay on Criticism* wird später nicht mehr besonders behandelt werden) die Haltlosigkeit des Schlosser'schen Urtheiles über dieses Gedicht nachzuweisen.

Wenn Schlosser behauptet, dass Bolingbroke und seine Freunde, also auch Pope, einem Voltaire Bahn gebrochen haben, so liegt unverkennbar etwas Wahres darin, wenn er dann aber so weit geht, beider religiöse Ansichten so nahe zu rücken, dass er sagt:

> „Pope's Gott und der Glaube an ihn gleicht Voltaire's Deismus, welcher bekanntlich ganz selbstsüchtig ist",

so heisst das nichts anderes, als aus Lust zum Schematisiren der Wahrheit in's Gesicht schlagen.

Wenn Schlosser dann bei Besprechung des *Essay on Criticism* dieses Gedicht mit der Boileau'schen *Art poétique* in so nahe Verbindung bringt, dass er sich zu untenstehendem Exposé versteigt, so ist auch dies wieder nichts anderes als ein Spiel

---

Steel could the labour of the Gods destroy
And strike to dust th'imperial tow'rs of Troy;
Steel would the works of mortal pride confound
And hew triumphal arches to the ground.
What wonder then, fair nymph! thy hairs should feel
The conqu'ring force of unresisted steel?

mit geistreich sein sollenden Parallelen. Er sagt nämlich wörtlich:

> „Pope's Gedicht über Kritik begreift die Anweisungen zu der neuen Poesie; es spricht die Grundsätze aus, welche schon Shaftsbury als die einzigen anerkannt hatte, welche mit den Forderungen der Zeit übereinstimmten, oder mit andern Worten, es enthält die Theorie der Manier welche wir als die Eigenthümlichkeit der Dichtungen eines Dryden und Pope bezeichnet haben. Pope so wenig als Boileau weiss von der göttlichen Begeisterung etwas die mit dem Stoff zugleich die vollendete Form erfindet, er giebt eine vortrefflich abgefasste witzige, gut gereimte Anweisung zu jeder Art von Schriftstellerei."

Das Boileau'sche Gedicht giebt im ersten Gesang zunächst allgemeine Regeln über die Kunst zu schreiben und Winke und Rathschläge für den Dichter. Darauf folgt eine Skizze der Literatur in Frankreich von ihren ersten Anfängen bis zu Malherbe. Im zweiten Gesang werden folgende Arten der Dichtkunst definirt: Elegie, Idylle, Ode, Sonnet, Epigramm, Ballade Satire, Vaudeville, Lied; der dritte endlich behandelt das Drama das Epos.

Das Pope'sche Gedicht hingegen handelt von etwas ganz anderem, wie aus folgenden Sätzen, die eine möglichst knappe und doch vollständige Inhaltsangabe enthalten, ersichtlich ist.

V. 1. Es ist ein eben so grosser Fehler schlecht zu urtheilen wie schlecht zu schreiben, doch ist ersterer jedenfalls gefährlicher. V. 9. Aechter Geschmack (als Haupterforderniss des Kritikers) ist ebenso selten zu finden, wie ächtes Genie (als Erforderniss des Dichters); der Gedanke wird verschieden beleuchtet bis V. 45.; V. 46—67. Man soll seinen eigenen Geschmack studiren und seine Begrenzung kennen lernen. V. 68—87. Die Natur ist der beste Führer unseres Urtheils. V. 88. Regeln und Kunst sind nur Natur in Methode gebracht. Regeln aus der Praxis der antiken Dichter entnommen bis V. 110; V. 120—138 die Alten müssen daher nothwendigerweise von einem Kritiker studirt werden. V. 181. Preis der Alten.

Der ganze zweite Theil handelt von den Ursachen, die ein richtiges Urtheil behindern, als da sind: Unvollkommenes Wissen,

Beurtheilung nach Theilen, Parteilichkeit u. s. w. Einige Regeln für den Kritiker beschliessen es.

Im dritten Theil kommen zunächst Regeln darüber, wie ein guter Kritiker sich zu verhalten hat, Schilderung des Charakters eines unverbesserlichen Dichters und eines unverschämten Kritikers. Charakter eines guten Kritikers. Als solcher gilt ihm vor allem Aristoteles, dann Horaz etc. Von den Neueren nach dem Wiederaufleben der Antike nennt er nur Erasmus, Vida, von den Franzosen Boileau, von den Engländern Lord Roscammon.

Beide Gedichte sind also grundverschieden. Wie man hieraus ersieht, passt das, was Schlosser von Pope und nebenbei von Boileau behauptet, vielleicht mit einer gewissen Beschränkung auf letzteren, aber nimmermehr auf ersteren. Die einzige Stelle im Pope'schen Gedicht, die von einem flüchtigen Leser möglicherweise missdeutet werden könnte, als stelle Pope Regeln über die Dichtkunst selbst auf, ist von V. 936—983. Doch handelt es sich daselbst in Wahrheit um ganz etwas anderes. Pope verurtheilt hier nämlich die Kritiker, die ein Gedicht nur nach dem Klang der Verse ohne Rücksicht auf den poetischen Inhalt beurtheilen. Er betont, dass dem Gedanken die Form angepasst sein müsse, und giebt dann Beispiele solcher Verse, die nur für's Ohr berechnet sind, und dann solcher, wo die Form sich dem Inhalt anschmiegt. Von verschiedenen Dichtungsarten oder gar von Regeln über dieselben ist mit keinem Wort im ganzen Gedicht die Rede. Den Vorwurf aber, den Schlosser beiden macht, müssen wir für beide zurückweisen, denn Boileau weiss sehr wohl, dass Niemand Dichter werden kann, *si son astre en naissant ne l'a formé poète,* und Pope geht sogar soweit, dass er diesen Vorzug auch auf den Kritiker ausgedehnt wissen will.*)

Schlosser fährt dann grossmüthig fort:

„Wir wollen die obigen Sätze nicht durch eine genaue Prüfung des kleinen Gedichts beweisen, sondern nur an zwei berühmte, unzählige Male als Orakelsprüche gebrauchte Verse erinnern.“

*) Both must alike from Heav'n derive their light,
These born to judge as well as those to write

Hätte Schlosser nur wirklich ernsthaft den Versuch gemacht, wir sind fest davon überzeugt, dass er mit der Streichung jener Sätze geendet hätte.

Dann heisst es weiter:

„Diese bekannten Verse reden von Verschönerung der Natur und sprechen den Grundsatz der an konventionelle Zierlichkeit gewöhnten Menschen aus, dass die reinste und edelste Natur, um mit Vortheil in der Gesellschaft auftreten zu können, eines modischen Kleides bedürfe welches der jedesmalige Modedichter zuschneiden müsse.“

Und das alles will Schlosser aus folgenden Versen herausgelesen haben, die er unbesonnen genug ist unter den Rand seines Textes zu setzen, damit sich jeder von der Ungereimtheit seiner Uebersetzung überzeugen kann. Oder sollte er sie vielleicht selbst doch für Orakelsprüche gehalten haben, da er ihnen eine so weitdeutige Erklärung unterschiebt?

True wit is nature to advantage dress'd,
What oft was thought, but ne'er so well express'd.

Hätte Herr Schlosser folgende Verse desselben Gedichtes gekannt, so würde er wohl auf andere Gedanken gekommen sein:

First follow Nature, and your judgment frame,
By her just standard, which is still the same.
Unerring Nature, still divinely bright,
One clear, unchang'd and universal light,
Life, force and beauty must to all impart,
At once the source, and end, and test of Art.

Im Munde eines Dichters, der die Natur Quelle, Ziel und Probirstein der Kunst nennt, können jene Verse unmöglich missverstanden werden. Dass die Natur als solche noch nicht Kunst ist, weiss Herr Schlosser so gut wie wir, ebenso, dass sie dazu erst eines Mediums, des Künstlers, bedarf, der sie möglichst rein, aber in idealer Anschauung in sich aufnimmt und so ihr Abbild in irgend einer äusseren Form zur Erscheinung bringt. Dem Dichter steht dazu nur die Sprache zu Gebot. Was giebt nun Herrn Schlosser das Recht das Wort *dressed*, das nicht nur gekleidet heisst, in obiger Weise zu travestiren? Ja, selbst wenn

derselbe von dem Gedicht nichts als diese beiden Verse gekannt hätte, so hätte der zweite ihn vor jeder Missdeutung des ersten bewahren müssen.

Welch ein Ideengang ihn übrigens geleitet hat, besagte Verse mit folgenden zusammenzustellen:

> Our sons their father's failing language see,
> And such as Chaucer is, shall Dryden be.

ist uns unverständlich geblieben.

Doch *sapienti sat.* Im weitern Verlauf dieser Schrift werden wir noch häufig Gelegenheit nehmen, auf die schiefen Urtheile Schlossers über Pope einzugehen, um sie in ihrer ganzen Oberflächlichkeit und Parteilichkeit erkennen zu lassen.

Herr Hermann Hettner und Alexander Pope.

Es ist eine nicht wegzuleugnende Thatsache, dass im Vergleich zu allen andern europäischen Kultur-Völkern das deutsche Volk, das Volk der Dichter und Denker, das geringste Interesse für schöngeistige, besonders poetische Schriften bekundet. Die wenigen, einmal als mustergültig bekannten Autoren werden von einem Theile der Nation wohl noch, wenigstens in jungen Jahren, gelesen, gegen alle anderen aber verhält man sich entschieden ablehnend.

Wenn man es aber auch im allgemeinen verschmäht, seine kostbare Zeit mit dem Lesen von Dichtwerken zu vergeuden so ist das Interesse für die Literatur doch noch nicht so weit geschwunden, dass man eine wenn auch nur oberflächliche Bekanntschaft mit den Bestrebungen und Leistungen auf diesem Gebiet nicht noch für wünschens-, ja erstrebenswerth hielte. Eine Folge davon ist, dass, während das Publikum die Werke der Dichter selbst vernachlässigt, es denjenigen literarischen Erzeugnissen ein lebhaftes Interesse entgegenbringt, die gleich ganze Perioden von einem leicht fasslichen Gesichtspunkt aus behandeln, in denen jeder Autor seine ihm im Geiste des Verfassers von vorneherein zuerkannte Stelle findet, besonders wenn besagter Verfasser es versteht, das Ganze durchsichtig zu gruppiren, mit etwas prickelndem Esprit zu würzen und sein Urtheil mit einer solchen Ueberlegenheit und apodiktischen Bestimmt-

heit abzugeben, dass bei einem nicht argwöhnischen Leser ein Zweifel an seiner Unparteilichkeit und gründlichen Forschung nicht aufkommen kann.

Diesem Umstande hat es Herr Hettner zu verdanken, einmal dass sein Werk über englische Literatur beim gebildeten Publikum eine so glänzende Aufnahme gefunden, und zweitens, dass es so und so oft hat wieder aufgelegt werden können, ohne vorerst geprüft und wenigstens zum Theil als oberflächliches Machwerk erkannt zu sein.

Das Hettner'sche Buch besitzt in Wahrheit jene ebengenannten äusseren Vorzüge in hohem Grade. Wenn man aber die Quellen kennt, aus denen der Verfasser geschöpft hat, so sieht man, dass dasselbe aller Originalität bar ist. Den grundlegenden Gedanken fand er bei Schlosser in dessen Geschichte des 18. Jahrhunderts. Er hat aber auch seine Quellen vielfach oberflächlich oder einseitig benutzt, ja es für überflüssig gehalten, Schriftsteller, die er mit einer so imponirenden Ueberlegenheit abkanzelt, sich selbst näher anzusehen.

Es ist freilich von einem Schriftsteller, der sich eine so gewaltige Aufgabe gestellt hat, wie Herr Hettner, nicht zu erwarten, dass er jeden von ihm besprochenen Schriftsteller auch gelesen habe, woher hätte er wohl die Zeit dazu nehmen sollen? Aber in jedem Falle muss das von ihm verlangt werden, dass er ganz unzweifelhaft seinen Gewährsmann nennt, dessen Urtheils er sich bedient, vor allem aber hatte er sich vor einseitigen Uebertreibungen und vorgefassten Meinungen zu hüten, denn sonst konnte es ihm leicht passiren, dass seine lebhaft erregte Phantasie ihm Dinge vorzauberte, die eben nur in ihr vorhanden waren, und die nur so lange blenden, bis sie als Phantastereien nachgewiesen sind.

Herr Hettner hat in seinem vielberufenen Werke Pope die zweifelhafte Auszeichnung zu Theil werden lassen, ihn in einem ihn ausschliesslich behandelnden Kapitel in den Staub zu treten. Aus diesem und den schon im vorigen Kapitel erwähnten Gründen wollen wir nicht zurückstehen, ihn in unserem Werke, welches des geschmähten Dichters Namen trägt, in einem besonderen Kapitel die Haltlosigkeit seines ganzen Aufsatzes Satz

für Satz zu erweisen und denselben als das, was er ist, als eine jener eben geschilderten blendenden Dilettanten-Arbeiten erkennen zu lassen.

Herr Hettner beginnt seinen Aufsatz über Pope mit einigen allgemeinen Phrasen, aus denen wir folgende als die hauptsächlichsten mittheilen:

> „Seine Dichtung ist äusserst flach und trocken verständig. Sie will unterrichten und aufklären oder höchstens durch geistreichen Witz, durch sprühenden Esprit in Erstaunen setzen und blenden. Nirgends ein warmer Hauch, der sich warm in's Gemüth senkt, überall nur das städtische, vornehme, witzig feine Leben, das sich ruhmredig bespiegelt und nichts Höheres als sich selber kennt.“

Es sind dies Sätze, wie sie der Hauptsache nach in einer Anzahl englischer und deutscher Literaturbücher aufzufinden sind. Herr Hettner hat dieselben nur zusammengefasst. Bei dieser Reproduktion hat er sich aber nicht objektiv genug verhalten, wie das die vier Superlativ-Ausdrücke: äusserst, höchstens, nirgends, überall, bekunden. Herr Hettner ist nämlich Sanguiniker, wir werden solche Superlativformen noch vielfach zu registriren haben.

Es folgt nun ein Exkurs über die Schiller'sche Abhandlung über naive und sentimentale Dichtkunst. Wir erfahren aber nicht, was Schiller'sche Gedanken, was eigene Reflexionen Hettner's sind. Sieht man sich aber den Schiller'schen Aufsatz an, so erkennt man, dass der ganze Abschnitt bloss wörtliche Verkürzungen der Schiller'schen Gedanken sind. Doch dies nur nebenbei. Mit einem etwas kühnen Satz stellt er dann die Beziehung zu Pope wieder her, indem er in den Tag hinein behauptet:

> „Es galt für eine Art Ehrensache (für Pope und seinen Anhang) das ganze Register dieser (sentimentalen) Dichtarten mit möglichster Vollständigkeit abzuspielen.“

Also wirklich eine Art Ehrensache! Nun die Anschauung ist so naiv unschädlich, dass wir sie nicht bekämpfen mögen.

Dann folgen wieder zwei knappe Sätze über Pope selbst:

> „Und demgemäss ist auch die dichterische Form. In Pope entfaltet sich der Zopf in vollster Blüthe.“

Das Wort Zopf giebt dem Herrn Verfasser sofort Gelegenheit,

sein Licht nach einer anderen Seite hin leuchten zu lassen. „Wer wüsste es nicht“, ruft er mit einer unverkennbaren Wärme aus, „was in der Sprache der Künstler der Zopf heisst?“ Und nun beginnt er mit einer rührenden Redseligkeit, den geduldigen Leser mehrere Seiten hindurch vom Zopf zu unterhalten. Natürlich beginnt er in Italien bei der Renaissance, spricht dann der Reihe nach über Perrücken, über Ronsard, die Regelmässigkeit des alten Dramas, über Prudon, Hippolyt, über Archäologie, dann über Wren und die Paulskirche, geht dann über auf Hexameter, Trimeter, Alexandriner, lässt dann Damon, Daphne und Chloe einherstolziren, und Gott weiss was noch, und alles dies wozu? Um schliesslich einige Worte Schlosser's über Pope's Homerübersetzung daran zu hängen.

Das Ganze liest sich übrigens nicht schlecht und macht auf den Leser, dem das Mitgetheilte nicht ganz geläufig ist, den Eindruck, dass ein Kritiker, der einen so umfassenden Horizont beherrscht, gewiss ein möglichst objektives Urtheil abgeben muss. Dieser Effekt ist von Seiten des Verfassers ein wohl berechneter.

Hätte Herr Hettner sich mit so weitschweifigen Erörterungen allgemeinen Inhalts begnügt, so möchte es schwer werden, die Haltlosigkeit seiner ganzen Arbeit überzeugend nachzuweisen; denn über so allgemein abgefasste Sätze lässt sich ja ins Endlose streiten. Der belesene Herr Verfasser lässt sich jedoch herbei, auf einzelne Werke Pope's näher einzugehen oder in Bezug auf andere sein Urtheil wenigstens zu präzisiren. Das aber genügt schon, ihm auf das schlagendste nachzuweisen, dass er das, was er beurtheilt, sehr wahrscheinlich gar nicht oder doch nur zum allerwenigsten Theil gelesen hat, und auch dieses nur sehr oberflächlich.

Nach dem zwei und eine halbe Seite langen Exposé über den Zopf giebt uns Herr Hettner einen äusserst dürftigen Lebensabriss Pope's und reiht daran eine ganz unvollständige Inhaltsangabe seiner Werke. Das alles füllt nicht ganz eine Seite. Da er aber wohl merkt, dass das Ganze ungemein trocken ist und vielleicht fürchtet, dem Leser möchte die Geduld ausgehen, würzt er es schliesslich durch krasse Uebertreibungen in Bezug

auf den Charakter des Dichters. Er nennt ihn zwerghaft, kränklich, spöttisch, geizig, ja sogar gefrässig, am widerlichsten aber findet er seinen brennenden Ehrgeiz.

Das sind nun freilich brillante Eigenschaften, aus denen er es der Phantasie des Lesers überlässt, sich das Urbild eines körperlichen und geistigen Kretins zusammen zu setzen.

Woher aber weiss Herr Hettner das alles so genau?

Was zunächst diesen brennenden Ehrgeiz angeht, so würden wir den Ausdruck vielleicht haben hingehen lassen, wenn Herr Hettner ihn auf die Sphäre der Kunst beschränkt hätte. Er thut dies aber nicht, und so müssen wir ihn in seiner allgemeineren Bedeutung und vor allem im Geist der damaligen Zeit auffassen. Pope's Mitbewerber um die Palme Apolls suchten aber vor allem ihren Ehrgeiz auf politischem Gebiet zu befriedigen; von Pope hingegen ist bekannt, dass er einen tiefen Abscheu hatte, sich in die Tagespolitik zu mischen.

Er brauchte bloss seine Konfession, der er überdies nur äusserlich zugethan war, nach dem Vorbilde eines Dryden zu wechseln, und hohe staatliche Ehrenstellen wären ihm ebenso wenig wie den andern Schriftstellern entgangen. Er hat aber nie daran gedacht. Herr Hettner verwechselt hier wohl Ehrgeiz, wie schon oben angedeutet, mit Künstlerstolz; den freilich besass Pope im hohen Mass.

Wenn Herr Hettner nun bei Johnson liest: „*he loved too well to eat*“, was berechtigt ihn dann dazu, Pope als gefrässig zu schildern? Und selbst wenn er den Ausdruck *voracious* bei irgend einem persönlichen Gegner Pope's gefunden haben sollte, so hätte er sich, nachdem der Dichter über hundert Jahre todt ist, und also nichts sicheres mehr darüber festgestellt werden kann, hüten sollen, den Ausdruck überhaupt kritiklos zu adoptiren. Was erfährt man, selbst die Wahrheit vorausgesetzt, überhaupt dadurch Interessantes?

Und nun geizig erst! Ist es Herrn Hettner nicht bekannt, dass Pope eine ihm in ehrenvollster Weise von der Regierung angebotene Pension ablehnte zu einer Zeit, wo er seine Zukunft durch seine Homerübersetzung keineswegs gesichert hatte? Pope sagt uns dann selber, dass er ein Sechstel seines Einkommens

den Armen gäbe, und es ist kein Grund vorhanden, wesshalb wir seinen Worten weniger Glauben schenken sollten, als den Orakelsprüchen des Herrn Hettner.

Nachdem er diese wenig liebenswürdigen Charaktereigenschaften Pope's mitgetheilt hat, erwähnt er in wenigen Worten, wie ihn seine Landsleute den Fürsten der Reime, den grossen Verstandesdichter nennen. Und hiermit stimmt Herr Hettner vollkommen überein.

Er geht nun auf einzelne Dichtungen ein und bespricht zunächst den *Lockenraub.*

Er nennt ihn frischweg (Macaulay ist ja auch ungefähr derselben Ansicht) unzweifelhaft die schönste Dichtung Pope's. Dann folgt eine allgemeine Inhaltsangabe, wie man sie in jedem Literaturbuche lesen kann. Zu seinem Unglück aber hat Herr Hettner noch etwas hinzugefügt, was er weder in seiner Quelle noch in Pope selber gefunden haben kann. Er hat sich offenbar dazu verleiten lassen, entweder weil er das Bedürfniss fühlte, einmal etwas eigenes zu bringen, oder aber weil seine lebhafte Phantasie ihm das ihr vorschwebende Bild ohne Rücksicht auf das Original noch etwas ausmalte.

Zunächst, wahrscheinlich um die Gründlichkeit seiner Forschung zu beweisen, theilt er dem geduldigen Leser mit, dass der *Lockenraub* dem Boileau'schen *Chorpult* nachgeahmt sei, während letzteres seinerseits wiederum eine Nachahmung von Tassoni's *Eimerraub* sei.

Wir wissen nun nicht, was Herr Hettner mit diesem „nachgeahmt" hat sagen wollen. Die beiden ersten Gedichte wenigstens (das letztere kennen wir nicht) haben nichts als das Genre gemeinsam. Es sind scherzhaft komische Gedichte, in denen eine kleine Angelegenheit zu einem welterschütternden Ereigniss aufgebauscht ist. Sonst aber sind sie grundverschieden, wie das schon die knappste Inhaltsangabe erweist. Beide Gedichte entstanden auf eine ganz bestimmte Veranlassung hin. Dem französischen liegt folgendes Faktum zu Grunde: In der Kirche St. Chapelle in Paris brach ein Streit aus zwischen dem ersten Pfarrer und dem Kantor. Jener fühlte sich nämlich verletzt durch die Wichtigkeit, die sich letzterer bei-

legte, wenn er am hervorragenden Platz in der Kirche angesichts der ganzen Gemeinde seine mächtige Stimme erschallen liess. Er liess daher ein Chorpult dort aufstellen, welches den von sich so eingenommenen Kantor den Blicken der Anwesenden entziehen sollte.

Boileau benutzt nun diesen Streit, um die Schwächen der gesammten Klerisei zu geisseln. Um sein Gedicht zu beleben, greift er übrigens zu dem damals schon verbrauchten Mittel der Allegorie, indem er den Neid, die Eitelkeit u. s. w. als Personen auftreten lässt.

Pope's *Lockenraub* beruht auch auf einem Faktum. Ein guter Bekannter Pope's hatte die Ungeschliffenheit besessen, einer Dame in einer Gesellschaft eine der damals beliebten zwei sogenannten Liebeslocken abzuschneiden. Er hatte dadurch die Schöne tödtlich verletzt. Pope's Gedicht ist in der bestimmten Absicht abgefasst, die beiden durch dies Vorkommniss getrennten Familien wieder zu vereinigen. Auch er geht über sein Thema hinaus, indem er es zu einer feinen Satire auf die mehr liebenswürdigen Schwächen des weiblichen Geschlechts werden lässt. Statt der Allegorie hat er übrigens die viel lebensvolleren Sylphen oder Elfen angewendet.

Dass beide Gedichte den Hauptthelden in der Nacht vor dem welterschütternden Ereignisse durch Träume darauf vorbereiten lassen, ist besonders in früherer Zeit ein so oft gebrauchtes Motiv, dass man desshalb an eine Nachahmung nicht denken kann. Doch kommen wir jetzt zur Hauptsache. Herr Hettner sagt in Bezug auf den Inhalt wörtlich:

> „Das Grundmotiv ist ein erlebtes; ein Lord Petre schnitt in einer Gesellschaft verstohlen der schönen Miss Arabella Fermor eine ihrer vielbewunderten Haarlocken ab. Dies Motiv ist überaus witzig behandelt. Alle guten und bösen Geister der Elfen- und Gnomenwelt und neben diesen die Gecken, Koketten und Zofen der damaligen Gesellschaft werden als die für eine Epopöe unerlässlichen Götter und Heroen in Bewegung gesetzt, alle grossen und kleinen Leidenschaften der menschlichen Seele heben

und regen sich, bis die geraubte Haarlocke schönheitsstrahlend oben unter die Sterne versetzt wird.“ —

Soweit geht die Sache ganz leidlich; denn das ungefähr steht darin. Was aber nun folgt, ist freie Schöpfung der lebhaften Phantasie des Herrn Hettner

„und nun die beleidigte Schöne vor Stolz und Glück aufjubelt.“

Man könnte nun freilich sagen, ein Literator, der sich zum Geschmacksrichter nicht einer, sondern dreier Nationen aufwirft, braucht nicht jedes Gedicht, das er bespricht, vollständig gelesen zu haben, woher sollte er auch die Zeit nehmen? Es genügt, wenn er es nur der Hauptsache nach kennt. Leider aber müssen wir dies letztere Herrn Hettner in Bezug auf den *Lockenraub* auch absprechen; denn, hätte er sich wirklich jemals ernstlich mit dem beschäftigt, worüber er so geistreich zu reden versteht, so würde er in jeder englischen Ausgabe des Gedichtes gefunden haben, dass das Gedicht in der Absicht geschrieben ist, die tief beleidigte Schöne zu versöhnen. Sie war noch beim Empfang des Gedichts in übler Gemüthsverfassung, und ist es dem Lockenräuber und seinem Dichter gegenüber auch stets geblieben. Pope konnte sie also in seinem Gedicht aus inneren Gründen nicht laut aufjubeln lassen; er stellte sie auch in Wirklichkeit bis zuletzt als von schwerer Melancholie und von wildem Zorn befallen dar und schliesst mit der Aufforderung, diesen Groll fahren zu lassen.

Ueber das, was Herr Hettner noch weiter über das Gedicht,

„dieses ergötzliche Genrebild im grossen Freskostil“,

wie er es nennt und wie die volltönenden Phrasen noch weiter lauten mögen, zu sagen beliebt, können wir hiernach wohl mit einem Lächeln hinweggehen.

Herr Hettner geht dann über zu den Lehrgedichten und sagt über den *Essay über die Kritik* wörtlich folgendes:

„Er ist dem Boileau'schen Gedicht über die Dichtkunst nachgeahmt und durchaus in derselben Sinnesweise gehalten. Er glaubt die Alten zu empfehlen, indem er die steife Unnatur der verzopften französischen Renaissance

empfiehlt, und er fasst den Begriff der Dichtung so ganz äusserlich, dass er fortwährend die schöpferische Hervorbringung eines Dichtwerkes und die auf einen gebildeten Geschmack gestützte Beurtheilung desselben unterschiedslos zusammenwirft.“

Um die Haltlosigkeit dieser Sätze vollständig zu belegen, verweisen wir zunächst auf die im vorigen Kapitel mitgetheilte Inhaltsangabe des Boileau'schen und des Pope'schen Gedichts. Schon daraus geht klar hervor, dass sie vollständig verschieden sind; denn das eine behandelt die Dichtkunst, das andere die Kunst der Kritik,*) sie gehören freilich beide zur didaktischen Poesie. Was speziell den zweiten Satz angeht, so sagen wir zur Illustrirung desselben folgendes:

Pope verknüpft das Wiederaufleben der Kritik mit dem Wiederaufleben der Wissenschaft in der Renaissance. Er schildert an einer Stelle seines Gedichts, wie dieses zunächst in Italien geschehen sei, und wie diese geistige Bewegung in ihrer Ausbreitung nach Norden zunächst Frankreich und dann Deutschland und England berührt habe.

Es ist dies also nichts anderes, als eine Schilderung eines historischen Vorgangs.

Die Stelle, wo er von Frankreich spricht, lautet:

Thence Arts o'er all the northern world advance
But Critic-learning flourished most in France
The rules a nation, born to serve, obeys
And Boileau still in right of Horace sways.

Das ist die einzige Stelle des Gedichts, wo überhaupt der Franzosen Erwähnung geschicht.

Und daraus hat Herr Hettner den Muth, zu folgern, dass Pope die Alten zu empfehlen glaube, indem er die steife Unnatur der französischen Renaissance empfiehlt.

Doch wir thun ihm wohl mehr Gerechtigkeit, wenn wir sagen, er hat nichts aus dieser Stelle gefolgert, da er sie, wie überhaupt das ganze Gedicht, entweder gar nicht oder nur von Hörensagen gekannt.

*) Siehe Seite 53. Pope fasst den Begriff der Kritik so hoch.

Was dann speziell die letzte Behauptung desselben Hettner'schen Satzes anlangt, so sagen wir einfach dagegen, dass Pope in dem ganzen *Essay* von der schöpferischen Hervorbringung eines Gedichts an keiner Stelle redet, und auch dem Plan und der Anlage des Gedichtes nach gar nicht reden konnte; er konnte daher auch unmöglich den Begriff der Dichtung so äusserlich fassen, dass er fortwährend die schöpferische Hervorbringung eines Dichtwerkes und die auf einen gebildeten Geschmack gestützte Beurtheilung desselben unterschiedslos zusammenwirft.

Nachdem sich Herr Hettner auf eine so geistreiche Weise mit dem *Essay* über die Kritik abgefunden, geht er mit gewohnten salbungsreichen Worten auf den *Essay* über den Menschen ein, ohne im Entferntesten eine Ahnung davon zu haben, dass er im Begriff war, seiner sträflichen Oberflächlichkeit ein bleibendes Denkmal zu setzen.

Gleich die Einleitung hat er missverstanden oder parteiisch verdreht. Er sagt über dieselbe folgendes:

> „Von welchem Gesichtspunkte aus Pope das Wesen des Lehrgedichts betrachtet, das sehen wir daraus, dass er in der Vorrede zu seinem Versuch über den Menschen offen ausspricht, er habe das Gedicht eben so gut in Prosa schreiben können, er habe aber gereimte Verse gewählt, weil Reime leichter im Gedächtniss haften „Deutlichkeit", fügt er (Pope) hinzu, „war mein erstes Ziel, ich habe sie selbst auf Kosten der dichterischen Schönheit erstrebt."

Was zunächst den kühnen Ausdruck anlangt: man habe auch ebenso gut das Gedicht in Prosa schreiben können, so glaubt Herr Hettner wohl selbst nicht, dass er einem auch nur oberflächlichen Kenner Pope's aufbinden könne, Pope habe sich eines so widerspruchsvollen Ausdruckes bedient. Um aber die Gründlichkeit eines Hettner'schen Referats zur Anschauung zu bringen, wollen wir die betreffende Stelle des Originals hier folgen lassen, wobei wir noch hinzufügen, dass das This, womit sie beginnt, sich auf den vorhergehenden Satz bezieht, in dem Pope sagt, dass er in dem *Essay* ein wenn auch kurzes,

doch nicht ganz unvollständiges System der Ethik entworfen habe.

> This J might have done in prose, but J chose verse, and even rhyme, for two reasons. The one will appear obvious: that principles, maxims, or precepts so written both strike the reader more strongly at first and are more easily retained by him afterwards. The other may seem odd, but is true: J found J could express them more shortly this way then in prose itself etc.

Herr Hettner hat sich also nach dem ersten *might* ein *as well* hinzugedacht, und da dieses zu dem zweiten Begründungssatz nicht passte, diesen einfach unberücksichtigt gelassen.

Die Bedeutung der Stelle ist aber der Hauptsache nach: Ich hätte das auch in Prosa thun können, da ich aber einsah, dass ich sie (die Lehren *der Ethik*) knapper, conciser in poetischer Form ausdrücken konnte, und da sie überdies so besser im Gedächtniss des Lesers haften bleiben, so wählte ich die poetische Form.

Auch die in Gänsefüsschen eingeklammerte Behauptung ist eine einseitige Verdrehung Pope'scher Worte.

Pope sagt dagegen ziemlich wörtlich:

„Ich war nicht im Stande, diesen Theil meines Gegenstandes mehr ins Einzelne zu verfolgen, ohne trocken und langweilig zu werden, oder ihn poetischer zu gestalten, ohne dem äusseren Schmuck die Klarheit zu opfern, ohne die Präzision einzubüssen oder die Kette der Schlüsse zu brechen."

Trockenheit und Langweiligkeit sind doch wohl vor allem mit der Poesie unverträglich. Er macht also nach beiden Seiten hin Konzessionen.

Wir legen übrigens auf dies Versehen kein grösseres Gewicht, seine einseitige Darstellung dieser Stelle kann möglicherweise die Folge einer Flüchtigkeit sein, und Flüchtigkeitsfehler, wer wüsste es nicht, finden sich am meisten in den Werken genialer Männer.

Doch wenden wir uns jetzt zu den tiefsinnigen Erörterungen, die uns Herr Hettner über das Gedicht selber zum besten giebt.

Wir werden hier das ganz Unglaubliche bewahrheitet finden. Doch lassen wir Herrn Hettner selber das Wort.

> „Das Gedicht ist eine Theodicee. Pope behandelt hier wie Milton und Leibniz die berühmte Frage nach dem Ursprung des Uebels. Es wird der Beweis geliefert, dass Gott von allen möglichen Welten, die er nach seiner Macht habe schaffen können, in seiner Weisheit die beste geschaffen habe."

Hiernach erlauben wir uns die ergebene Frage an den Herrn Hermann Hettner zu richten: Haben Sie überhaupt nur die ersten 50 Verse dieses *Essay* mit Bedacht gelesen? Wir nämlich müssen das sehr stark in Zweifel ziehen und, wie Sie selbst einräumen werden, aus guten Gründen.

Hätte nämlich das, was Sie Pope beweisen lassen, überhaupt in seinen Augen noch eines Beweises bedurft, so hätte er seinen *Essay on Man*, wenigstens so wie er vorliegt, gar nicht schreiben können. Jene Anschauung von der besten der Welten nimmt er nämlich so gläubig an, wie ein Evangelium. Es ist der fundamentale Satz, an dem er gar nicht deuteln lässt, und auf dem er sein ganzes Gebäude über die Stellung des Menschen im Weltall aufführt.

Ein eigenes Urtheil über das Gedicht fügen Sie nicht hinzu; (denn die paar einleitenden Worte können wir doch als solche kaum gelten lassen) und daran thun Sie sehr wohl; dafür haben Sie dann freilich die liebenswürdige Gewohnheit hier wie auch anderswo, irgend einen Ihnen verwandten Geist für Sie eintreten zu lassen. Sie haben nämlich die Gewogenheit, an Lessing's „meisterhaften Aufsatz" über Pope als Metaphysiker zu erinnern und einige Sätze aus demselben anzuführen. Wenn wir auch den Ausdruck meisterhaft in Bezug auf die Lessing'sche Arbeit gern unterschreiben, so können wir doch nicht die Bemerkung unterdrücken, dass manche seiner Aussprüche durch neuere Forschungen und Vergleiche antiquirt erscheinen, wie das gerade speziell mit den Sätzen der Fall ist, die sie an der Stelle anziehen.

Aber nicht dieser Kleinigkeit wegen thun wir derselben Erwähnung, sondern vielmehr, um unsere früher gemachte Be-

hauptung zu erweisen, dass Sie Pope aus eigener Anschauung gar nicht kennen, und dass Sie sich auch Ihre Gewährsmänner nur sehr oberflächlich angesehen haben. Denn hätten Sie von dem Lessing'schen Aufsatz, aus dem Sie doch ein Urtheil acceptiren, nur die ersten paar Seiten im Zusammenhang gelesen, so wäre Ihnen die unglückliche — nun, sagen wir — Verwechselung, von der wir eben berichtet, nimmermehr passirt. Sie hätten dort nämlich wörtlich Folgendes gelesen:

„Von allen möglichen Systemen muss Gott das beste geschaffen haben."

Dieser Satz gehört Popen nicht eigenthümlich zu, vielmehr zeigen seine Worte deutlich genug, dass er ihn als ausgemacht annimmt und von einem Anderen entlehnt.

1 B. Z. 43. 44.

Of Systems possible, if 'tis confest
That Wisdom infinite must form the best etc.

Das ist: wenn man zugestehen muss, dass eine unendliche Weisheit aus allen möglichen Systemen das beste erschaffen musste. Wenn kann hier keine Ungewissheit anzeigen, sondern weil er seine übrigen Sätze aus der Bedingung folgert, so muss es hier eben dass ein, als wenn er gesagt hätte: da man nothwendig gestehen müsse.

Ebenso haltlos wie jene soeben zurückgewiesene Behauptung ist übrigens Ihr Satz: „Pope behandelt hier wie Milton und Leibniz die berühmte Frage nach dem Ursprung des Uebels." Denn ein Philosoph, der an vielen Stellen das Uebel geradezu leugnet, wie aus den folgenden Stellen ersichtlich ist, und an anderen es nur in sehr beschränkter Weise zugiebt, kann sich unmöglich in Erörterungen über den Ursprung des Uebels ergehen.

Ep. 4 V. 113.

God sends no ill, if rightly understood,
Or partial ill is universal good.

Ep. 1 V. 70.

Man's as perfect as he ought.

Ep. 1. V. 289—295.

All Nature is but Art, unknown to thee;
All Chance, Direction, which thou canst not see;
All Discord, Harmony not understood:
All partial Evil, universal Good.
And, spite of Pride, in erring Reason's spite,
One truth is clear, Whatever is, is Right.;

Wenn wir uns aber hiernach fragen, wie war es überhaupt möglich, dass Herr Hettner sich zu einem solchen Orakelspruch verstieg, — denn, wie es manchmal interessant ist, die Natur in ihrem geheimen Schaffen zu beobachten, so ist es nicht minder interessant, einem Denker in seinen Kombinationen und Schlüssen nachzuspüren — so will es uns scheinen, als hätte er ihn missverstandenerweise aus jenem Lessing'schen Aufsatz aufgefangen. Herr Hettner fand daselbst nämlich mehrere Sätze, die über das Uebel handelten, doch waren das leider keine Erörterungen Pope's über den Ursprung des Uebels, sondern Gedanken Lessing's darüber, was Pope wohl für einen Begriff vom Uebel gehabt haben mochte. Das hat Herr Hettner wohl dabei übersehen.

Nachdem wir eben überzeugend demonstrirt, mit welcher Gründlichkeit Herr Hettner seine Quellen benutzt hat, wird uns diese Konjektur wohl erlaubt sein.

Was nun weiter folgt über Goethe und dessen Schwager Schlosser ist von keinem Belang für Pope's *Essay* und demgemäss auch nicht für uns.

Herr Hettner geht dann über zur *Dunciade.* Er urtheilt auch hier wieder mit seiner imponirenden Sicherheit. Wir wollen hier nun freilich gestehen, dass wir dies Gedicht nur bruchstückweise gelesen haben. Wir vermuthen übrigens, dass Herr Hettner, wenn er es auch nicht sagt, mit uns in derselben Lage ist. Nach den Gemeinplätzen, die er darüber auskramt, darf man das schon vermuthen, wenn auch die beneidenswerthe Sicherheit, mit der er sein Urtheil oder seine Verurtheilung ausspricht, unter normalen Verhältnissen eine solche Annahme nicht aufkommen lassen dürfte.

Wenn wir uns also auch für inkompetent erklären, über das Gedicht ein eigenes endgültiges Urtheil abzugeben, so halten

wir uns doch für kompetent genug, einen Satz des Herrn Hettner, der sich auf Pope's Motive bei der Abfassung des Gedichtes bezieht, anzufechten.

Herr Hettner erklärt nämlich frisch weg:

„Die Satire ist aus verletzter Eitelkeit entstanden.“

Er erzählt dann des Weiteren den bekannten Streit Pope's mit Theobald und fährt dann fort:

> „Pope fühlte sich dadurch (nämlich durch dessen Schmähschrift aus dem Jahre 1726) empfindlich gereizt. Und da er ohne sie auch gegen vielfache andere Anfeindungen ein Recht zur Rache zu haben glaubte, so beschloss er (also im Jahre 1726) über den Frevler ein strenges Gericht zu halten. Dies ist der Ursprung der *Dunciade*.“

Das wäre nun alles ganz schön, wenn es sich nicht anders verhielte.

Pope's Feindschaft mit Theobald datirt aus dem Jahre 1726. Diese veranlasste ihn freilich, letzteren zum Helden seiner *Dunciade* zu machen, von der damals aber schon beträchtliche Stücke geschrieben waren, denn den Plan dazu hatte er schon viele Jahre vorher gefasst. Carruthers erzählt nämlich in seiner Biographie Pope's, dass man in dem Skribblerus-Klub auf den Einfall gekommen war, allerhand baroke Schriften, die von Mitgliedern als Parodien auf gleichzeitige Schriftsteller verfasst wurden, einem Repräsentanten der Dummheit *(representative Dunce)* zuzuschreiben.

Diese Vorgänge im Skribblerus-Klub, deren eifriges Mitglied Pope eine Zeitlang war, und die dem Zwischenfall mit Theobald um viele Jahre vorausgingen, gaben Pope die erste Anregung zu seinem Gedicht, zu dem er mehrfach besonders von Swift immer wieder angefeuert werden musste. Dass er, als er dann endlich daran ging dasselbe auszuführen, seine persönlichen Feinde mehr, als gut war, blos zu stellen suchte, ist in Anbetracht der damaligen Zeitverhältnisse erklärlich.

Uebrigens verdient das Gedicht wohl nicht ganz das sehr harte Urtheil des Herrn Hettner. Denn hält Herr Hettner es

etwa für nichts, die wie Pilze aus der Erde aufschiessenden Skribenten dutzendweise niedergemäht zu haben?

Darauf kommt Herr Hettner nochmals auf die Homerübersetzung zurück, nur um an dem grossen Erfolg derselben

> „die Geschmacksverwirrung zu erweisen, in der ganz England verstrickt war.“

Wenn Herr Hettner aber für diese Behauptung nichts als dieses Argument anzuführen weiss, so steht dieselbe auf sehr schwachen Füssen. Was würde der scharfsinnige Kritiker wohl für eine Miene dazu machen, wenn irgend Jemand mit der Behauptung hervorträte, dass der grosse Erfolg, den seine Literatur-Geschichte gehabt, die Oberflächlichkeit beweise, in der ganz Deutschland verstrickt sei!

Es folgen nun noch eine Anzahl Sätze, die wohl als letztes Résumé des Ganzen gelten sollen, die aber an innerer Wahrheit und Gründlichkeit dem Vorhergehenden völlig gleichstehen.

Herr Hettner sagt hier unter anderem:

> „Am richtigsten, scheint es, urtheilt man über Pope, wenn man das bekannte Wort auf ihn anwendet, dass sein Genre zwar klein, er aber in diesem Genre gross sei. Der innere Gehalt und die Komposition seiner meisten Gedichte ist entsetzlich schwach, jeder einzelne Vers aber ein sprachliches Meisterwerk. Pope ist vor allem der Dichter der Dilettanten, die ein Gedicht nie als Ganzes betrachten, sondern immer nur nach sogenannten schönen Stellen haschen.“

Am meisten fällt hier das reservirte „scheint es“ auf. Nach dem Bisherigen glaubten wir, dass ein solcher Ausdruck dem Herrn Verfasser nicht geläufig sei. Diese Bescheidenheit ist übrigens nur eine schnell vorübergehende Anwandlung, denn, wie man sieht, fällt er gleich wieder in seine kategorische Redeweise zurück, die einem Manne von so gründlichen Kenntnissen auch die einzig angemessene ist.

Oder sollte dieses „scheint es“ doch vielleicht nicht ganz ohne Absichtlichkeit hinzugesetzt sein, damit nämlich das Lob, welches er dem Dichter spendet, nicht so absolut klingen soll;

denn ein Lob, und zwar ein recht grosses, enthält der Satz, vielleicht ganz ohne den Willen des Verfassers, doch.

Pope hat sich in der Hirtenpoesie, in der Naturdichtung, in der Ode, der Elegie, der Satire, im philosophischen Lehrgedicht etc. versucht. Es ist nun nicht unsere Sache, wenn Herr Hettner alle diese Dichtungsarten zu einem Genre vereinigt und dieses klein nennt. Wichtig aber ist es (nicht etwa für die Wissenschaft, sondern nur für unsern speziellen Zweck), dass er Pope in allen diesen gross nennt. Wie viel leichter hätte er sich die Arbeit machen können, hätte er mit diesem Satze seinen Aufsatz über Pope begonnen!

Die erste Hälfte des folgenden Satzes ist sehr vage gehalten. So lange Herr Hettner uns nicht die Schriften aufzählt, die er mit dem Ausdruck „die meisten“ bezeichnet haben will, finden wir keine Veranlassung auf seine Behauptung einzugehen.

Die zweite Hälfte desselben Satzes enthält wieder ein grosses Lob des Dichters. Aber so rücksichtslos Herr Hettner im Tadel ist, so überschwenglich ist er auch im Lob. Er verliert dadurch das richtige Mass. Denn dass jeder einzelne Vers Pope's ein sprachliches Meisterwerk ist, ist in dieser unbedingten Form wohl kaum von seinem enthusiastischsten Verehrer behauptet worden.

Jedem Kenner der englischen Sprache werden leicht eine ganze Anzahl Pope'scher Verse aufstossen, die auf dieses Lob keinen Anspruch haben;*) und wenn Herr Hettner sich der Mühe unterziehen will, besonders den *Essay on Man* gründlich zu studiren, denn einem blos oberflächlichen Leser bleibt Pope verschlossen, so wird er darin sogar verschiedene Verse finden, die wegen ihrer Geschraubtheit entschiedenen Tadel verdienen.

Der letzte Satz: „Pope ist vor allem der Dichter der Dilettanten etc.“ ist Wort für Wort unwahr. Der Leser wird sich am besten davon durch die hier folgenden Gedichte Pope's überzeugen.

---

*) In den ersten beiden Episteln des *Essay on Man* sind ihm allein 27 unreine Reime nachgerechnet worden und darunter solche wie *pierce* und *universe*, wie *here* und *refer*.

Die Abhandlung schliesst dann mit einem Seitenhieb auf Byron. Herr Hettner sagt da:

> „Es war eine seltsame Verirrung Byron's, dass er noch in neuester Zeit den begeisterten Parteigänger Pope's spielte."

Was in aller Welt berechtigt Herrn Hettner hier die Aufrichtigkeit Byron's anzuzweifeln?

Nach dem Vorhergehenden halten wir uns jedoch für vollkommen befugt, ihm seine eigenen Worte nur mit einer geringen Modifikation zurückzugeben, indem wir ihm sagen: Es war eine seltsame Verirrung Hettner's, dass er sich, ohne Pope näher zu kennen, als dessen masslosen Gegner aufspielte.

Zum Schluss dieses Kapitels drängt es uns noch zu erklären, dass diese Polemik keineswegs in dem ursprünglichen Plan unseres Buchs gelegen hat.

Als dasselbe der Hauptsache nach fertig war, fiel es uns ein, das Hettner'sche Werk, das wir in jungen Jahren bei seinem Erscheinem mit grossem Interesse gelesen hatten, noch einmal vorzunehmen, hauptsächlich um Dinge, die schon ein Anderer vorgebracht, nicht wieder als neu auszugeben. Wir haben dasselbe aufmerksam bis zu Ende des Abschnittes über Pope gelesen, dann aber nicht ohne Entrüstung bei Seite gelegt, uns aber nicht nur für berechtigt, sondern bei der grossen Verbreitung, welche das Hettner'sche Werk gefunden, für verpflichtet gehalten, dieses Kapitel hier einzuschieben.

Dem Herrn Hettner aber rufen wir zum Schluss noch zu, falls sein Werk, welches ja, wie wir zu Anfang bemerkt, auch unbestreitbare Vorzüge hat, eine neue Auflage erlebt, dem geschmähten Dichter grössere Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er mag mag dabei sich Pope's Verse aus dessen *Essay on Criticism* zu Gemüthe ziehen:

> But you, with pleasure own your errors past,
> And make each day a Critic on the last.

Epistel an eine Dame.

(Satire auf die Frauen.)

Pope's *Epistel an eine Dame* ist zweifelsohne eine seiner glänzendsten Satiren. In seinen Werken figurirt sie mit unter den „*Moral Essays*". Sie erschien zuerst im Jahre 1735, nachdem einzelne Theile derselben bereits früher gedruckt worden waren.

Ein besonderer Vorzug der Pope'schen Muse ist die seltene Beherrschung des Stoffes. Eine Folge davon ist nicht nur eine logisch konsequente Durchführung auch selbst eines spröden und für poetische Behandlung fast ganz ungeeignet erscheinenden Süjets und eine Zuspitzung desselben zu einem sogenannten Schlusseffekt, sondern auch das glückliche Einsetzen am richtigen Fleck; und zwar geschieht dies meistens mit einer solchen Entfaltung von Laune und Witz und poetischem Schwunge, dass der Dichter sofort für seinen Gegenstand, und mag er auch noch so trocken erscheinen, einnimmt.*)

*) So beginnt seine Satire auf die Männer:

Dem Bücherwurm misstrauest du mit Recht,
Der dreist die Welt zu meistern sich erfrecht,
Schwatzt gleich er, was er lernt, mag's ihm passiren,
Auch mal ein Körnlein Wahrheit anzuführen.
Den Papagei'n, der ernsthaft Tag für Tag
Sein Hahnrei, Vettel, Geck ruft Jedem nach,
So Manchen er auch mal mag recht benennen,
Wirst du als Weisen niemals anerkennen.

Die Satire an seinen Freund Arbuthnot, in der er zunächst schildert

Was aber dieser Satire den Hauptwerth verleiht, ist jedenfalls die richtige, der Natur abgelauschte Schilderung des weiblichen Charakters. Es sind unsterbliche Typen, die uns Pope hier in bunter Mannigfaltigkeit vorführt, denn, entkleidet man sie des eigenthümlichen Gewandes, welches die Sitten und Gebräuche der augusteischen Zeit ihnen aufgezwängt haben, so haben wir Figuren vor uns, wie sie uns alle Tage im Leben aufstossen.

Auch wird man in Berücksichtigung der damaligen Lebensgewohnheiten der schönen Welt den Dichter keineswegs der Uebertreibung bezichtigen können.

In wie hohem Grade Pope aber originell ist, ersicht man am besten aus einem Vergleich seines Gedichtes mit den denselben Stoff behandelnden Gedichten seiner Vorgänger Juvenal und Boileau.

Boileau's Gedicht ist eigentlich nichts anderes, als eine selbständig behandelte Modernisirung des Juvenal'schen. Auch Boileau richtet seine Verse an einen Freund, von dem er gehört, dass er sich verehelichen wolle, in der unverholenen Absicht, ihm dies Vorhaben zu verleiden. Er versteigt sich nun freilich hierbei nicht bis zu dem Gegenvorschlag des Juvenal: Nonne putas melius, quod tecum pusio dormit? der im Munde eines Dichters, welcher gleichsam als Motto seinen Gedichten den bekannten Vers: Si natura negat, facit indignatio versum, vorangestellt hat, uns Modernen wenigstens ganz unerfindlich erscheint. Dagegen giebt er ähnlich wie Juvenal die ganze Chronique scandaleuse der Pariser Damenwelt zum besten. Er thut dies nach einem gewissen Schema,

---

wie er vor der Menge der Poetaster, die ihn in den verschiedensten Absichten bestürmen, sich nicht zu retten weiss, beginnt:

Schliess', schliess' das Thor, John, Ruhe thut mir Noth,
Den Schlägel lös'! Sag', ich sei krank, sei todt.
Der Hundsstern wüthet; ja, es ist kein Zweifel,
Parnassus oder Bedlam*) treibt der Teufel,
Im Auge Gluth, Papier in jeder Hand,
Durchrasen, Verse lesend, sie das Land.

*) Bedlam ist die grosse Londoner Irrenanstalt.

indem er der Reihe nach die Kokette, die Spielerin, die Geizige, die Scheinheilige, die Pedantin u. s. w. an bekannten Beispielen vorführt. Doch übersieht er es dabei gänzlich, dass die gerügten Eigenschaften, zum Theil wenigstens, nicht spezifisch weibliche sind, sondern eigentlich noch häufiger sich bei Männern zeigen.

Nichts von alledem bei Pope. Mit einer feinen Ironie richtet er seine Satire über den Charakter der Frauen an eine Dame selber, indem er an eine geschehene oder auch vielleicht nur fingirte Aeusserung derselben anknüpft. Mit einem unverkennbaren, wohlwollenden Humor, der den Ernst des Moralschriftstellers an geeigneter Stelle nicht ausschliesst, giebt er sich seiner Sache hin. Sein Ton ist leicht, gefällig, verbindlich, witzig, von ächter Poesie angehaucht. Nur an einer Stelle (*Atossa*) verliert er seinen Gleichmuth, seine Unbefangenheit; er wird in Folge dessen ausfahrend, herbe, ungerecht.

Weder bei Juvenal noch auch bei Boileau findet man irgend etwas, was nur im entferntesten einer Untersuchung über die weiblichen Charaktereigenthümlichkeiten im Gegensatz zu den männlichen ähnlich sähe. Pope hingegen erörtert diese Frage mit Gewandtheit und Geschick, die seine scharfe Beobachtung und richtige Beurtheilung der menschlichen Natur ausser allem Zweifel stellen.

Aber das Gedicht ist nicht bloss negativ, wie die seiner Vorgänger, sondern auch positiv, indem es das Bild eines edlen Weibes, welches der Verfasser in der Dame, an die er seine Epistel richtet, gefunden zu haben glaubt, in schönen Zügen, in ernstem und doch wieder schalkhaftem Tone entwirft. Jene Dame ist die schon früher genannte treue Freundin Pope's, Miss Martha Blount.

In unserer Uebersetzung haben wir das englische *you* der Anrede zunächst dem Ton der Verse und der Anrede Madame entsprechend mit „Sie“ übersetzt. Zum Schluss aber, wo der Ton wärmer, herzlicher wird, haben wir geglaubt, es durch das vertraulichere „Du“ wiedergeben zu müssen.

Was noch die Verse auf Atossa (die Herzogin von Marlborough) angeht, so haben wir dieselben in unserer Uebersetzung

unterdrückt, weil sie durch die Masslosigkeit der Invektive den schönen Fluss des Gedichtes unterbrechen. Ueberdies hatte Pope dieselben gegen eine Summe von £ 1000. welche die Herzogin ihm hatte bieten lassen, wenn er sie und ihre Familie schonen wollte, unrühmlicherweise verkauft. Er verwandte das Geld freilich nicht für sich, sondern dazu, seiner oben genannten treuen Freundin eine gesicherte Zukunft zu gründen. Nichtsdestoweniger ordnete er noch vor seinem Tode an, dass die so verkauften Verse in einer neuen Ausgabe wieder aufgenommen werden sollten. Es war dies eine der Ursachen, wegen welcher Lord Bolingbroke noch nach dem Tode Pope's sich grollend von dem Andenken seines einstigen Freundes abwandte.

Epistel an eine Dame.

Sie haben Recht, Madame, wenn Sie meinen,
Charakter haben Frauen meistens keinen.
Ihr Stoff, zu zart, hat Markiges vermieden,
Mit schwarz, braun, blond am besten unterschieden.

Wie vielgestaltig jede sich doch zeigt,
Stets anders, und doch immer sie sich gleicht!
Arkadiens Gräfin hier im Pelzgewand
Ist dort Pastora an des Brunnens Rand,
Dort Fannia, halsend ihren guten Mann,
Und dort 'ne nackte Leda mit dem Schwan.*)
Lass eine Schöne Magdalenisch klagen,
Gelösten Haars, den Blick emporgeschlagen,
Lass wie Cäcilie lächeln sie verzückt,
Durch Engel, Harfentön' der Welt entrückt,
Ob Büssrin noch, ob schon mit Engelschwingen,
Wenn Narrheit wird romantisch, muss ich's singen.
Drum her den Griffel, her die Staffelei!
Der Regenbogen seine Farben leih',
Und auf 'ne Wolke mal, doch ja dich spute!
Eh sie verweht, die Cynthia der Minute.

*) Anspielung auf die damalige Mode unter den Damen, sich in den verschiedensten möglichen und unmöglichen Situationen malen zu lassen.

Rufa, die scharfen Blicks den Park durchspäht
Nach jedem Modeheld, der sich dort bläht,
Passt, traun! so schlecht zu Rufa, lesend Locke,
Wie Sappho's*) Schmuck zu ihrem schmutz'gen Rocke,
Wie Sappho bei der Morgentoilette
Zu Sappho auf dem Ball in Schmuck und Kette.
So Eintagsfliegen, die im Staub begonnen,
Sieht schimmern man im Strahl der Abendsonnen.
Wie mild ist Silia, Keinen mag sie schmerzen,
Der Schwächste steht am nächsten ihrem Herzen,
Calista selbst sie nicht zu schmähen wagt,
Und Peter Simpel gern um Rath sie fragt.
Da plötzlich flucht sie, tobt sie — Was, ihr lacht?
O nein, ihr irrt! Der Wein hat's nicht vollbracht.
Schaut sie nur an! Was setzt sie in Ekstase?
Seht ihr den Pickel nicht auf ihrer Nase?
Popilia, dem Galan ganz frisch vermählt,
Seufzt auf nach Schatten: „Mir ein Park gefällt.“
Er wird gekauft ihr; doch bald seufzt sie wieder:
„Ach, Bäume sind entsetzlich mir zuwider.“
Vielfarb'gen Tulpen sind die Frauen gleich;
Der stete Wechsel macht an Reiz sie reich,
Durch Mängel schön, durch Schwächen sie entzücken,
Dass der Bewund'rer Sinn sie oft verrücken.
So einst Calypso jedes Herz entflammte,
Wenn Keiner auch sie schön noch sittsam nannte;
Ihr Wort, ihr Blick gefielen gleicherweise
Durch Künstelei, mehr schlau war sie als weise;
Seltsamen Reizes, aller Launen voll,
War sie nicht grade hässlich, nicht grad' toll;
Doch war sie nie so sicher, uns zu fassen,
Als wenn sie trieb, was wir am meisten hassen.
Narcissa's Herz kann ziemlich mild man nennen:
Im Bade würd' sie kaum ein Kind verbrennen,
Selbst 'nen Verehrer hat sie mal erhört,
Auch Schulden mal bezahlt, ganz unerhört,
Gab Ostern Spenden, dass man drob erstaune,
Beglückte eine Wittwe in 'ner Laune.
Warum denn schimpft sie stets auf Herzensgüte,
Warum verlacht sie denn ein fromm Gemüthe,
Wenn ohne das, was schmälert ihre Rüge,
Kein Mensch in seiner Nähe sie ertrüge?

*) Hier ist Lady Mary Wortley Montagu gemeint. Den Namen Sappho hatte Pope ihr gegeben zu einer Zeit, als er noch Verse zu ihrem Lobe dichtete.

Was soll ein Quälgeist Milde affektiren?
Warum 'ne Buhl'rin sich mit Sitte zieren?
Jetzt ganz vertieft in Bibel, Rosenkranz,
Dann von Champagner voll, und toll im Tanz.
Wenn Leidenschaft, wenn Reue an ihr frisst,
Ist bald sie religiös, bald Atheist.
Ein wahrer Heide ist ihr Fleisch, allein
Ihr Herz, glaubt mir, muss stets gut christlich sein.
Schau jene doch, auf äussern Glanz versessen,
Als Pairin stolz, als Buhlerin vermessen,
Keusch beim Gemahl, sonst nimmt sie's nicht genau,
Als Dirne heiss, doch unfruchtbar als Frau.
Was thut's! Ihr heisses Blut liess sie mal wanken;
Rein ist ihr Haupt, der Thron von Lichtgedanken.
So lehrt man heut'. Dann auch mal sündigt sie
Mit Dichtern, nur aus Hang zur Poesie.
Für wen hätt' nicht ihr grosses Herz geflammt?
Für Cäsar, Karl, die Helden allesammt.
Wie Helluo, jüngst der König eurer Feste,
Dess' Nase fein und Zunge wohl die beste,
Laut eure Wein' und Speisen kritisirte,
Und doch daheim bei Grützenbrei dinirte,
So Philomede*), die so klug zu jedem
Von Liebe, Schönheit wusste stets zu reden,
Von Zartsinn, von Geschmack, stockt auf einmal,
Macht aus 'nem Pinsel sich ihr Liebesmahl.
Flavia ist geistreich, viel zu klug zum Beten,
Doch kann sie toasten, und was sonst vonnöthen.
Nicht Gott, die Sterne bittet sie, zu geben
Das Glück „zu leben, nur damit wir leben."
Spricht dann vom Tod, der jähen Schlaf uns schaffe,
Von Rosamundens Kelch, Lucretiens Waffe —
Was ruft bei ihr solch tolles Zeug nur wach?
Ein Freund, zu flüchtig, ein Gemahl, zu schwach?
Sie nie gefällt, da sie zu raffinirt,
Zu geistreich, dass sie je sich amüsirt,
Zu scharf, dass je das Bessre sie erkannt,
Zu vieles Denken raubt ihr den Verstand.
Doch seht auf Simo's Weib, wie zart und minnig!
Kein Esel ist so sanft — so eigensinnig.
Sieh' jene, die's beweint, wenn sie dich kränkt,

*) Dies geht auf die Herzogin von Marlborough, die den Dichter Congreve sehr auszeichnete. Es ist hier die Tochter, nicht die Gemahlin des bekannten Herzogs gemeint.

Doch sich zu bessern, sich zu ehrbar denkt;
Die, deren Sinn auf Kirch' und Klatschsucht steht,
In Leidenschaft stets oder im Gebet;
Und jene, die den Teufel laut verlacht,
Und dabei ruft: Wär' nie 'ne Höll' gemacht!
Und die, die süssen Wechsel lässt gewähren:
Jetzt Lust, dann Opium, Rheinwein jetzt, dann Zähren;
Als Gegengift dient's ihr, täglich zu schänken,
Zwei Weiberfeind' zu tödten: Zeit und Denken.*)

Bilder wie diese, theure Frau, zu malen,
Braucht's keiner festen Hand, noch heller Strahlen.
Nur leichte Punkte, etwas fahles Licht,
Flüchtige Striche, — mehr bedarf man nicht.
Nichts nützen ächte Farben; Jeder weiss,
Chameleons malt man nicht mit schwarz und weiss.
Doch Chloe, traun! hat Fehler nie besessen;
Natur hat nicht gefehlt, nur was vergessen.
Wenn jeder Liebreiz sich ihr anvermählt,
Was mangelt ihr? I nun, ein Herz ihr fehlt.
Sie spricht, sie handelt stets in weisen Schranken,
Doch zeugt ihr Hirn nie edele Gedanken.
Die Tugend fordert, ach! zu ernstes Streben,
Zufrieden ist sie schon, decent zu leben.
Stets so vernünftig, stets so unbetrübt,
Dass nie sie liebte, nie auch ward geliebt.
Und während ihr Galan sie heiss umfängt,

*) Hier folgen im Original die Verse auf die Herzogin von Marlborough, die Gemahlin des Obersten Churchhill, der erst durch ihren Einfluss auf die Königin Anna zum Herzog von Marlborough gemacht wurde.

Wir geben hier die Stelle in der Böttger'schen Uebersetzung.

Ganz andrer Art lässt sich Atossa schauen:
Sich selbst nie gleich, doch allen andern Frauen.
Von der Geburt an war ihr Lebensloos
Ein steter Krieg mit sich und andern blos;
Sie stellt die Schurken blos und schildert Thoren,
Doch ist sie selbst, was sie zum Spott erkoren.
Steigt ein Gedank', — ihr wirbelnd Hirn, ach! dreht
Ihn um, bis dass er wieder untergeht.
So treibt sie schon es volle sechzig Jahr,
Die klügste Thörin, die die Zeit gebar.
Einst nie geliebt und nun geachtet nie,
Reizt keine Leidenschaft, als Zorn nur, sie.
Dem Witz lief so die Wuth den Vorrang ab,
Dass er nie Freud' ihr, nur den Aerger gab.
Wer mit ihr bricht, der reizt der Hölle Wuth,
Doch Freund ihr sein, verlangt noch grössern Muth.

An ihrer Brust fast zu vergehen denkt,
Bleibt kalt ihr Blut, gesetzt auch ihr Verstand,
Sie zählt ganz ernst die Fliegen an der Wand.
Klagt eine Freundin ihr ihr Missgeschick,
Spricht sie von Seide, moiré antique.
Undankbar für 'ne Gunst sie nimmer ist,
Nein, weit gefehlt! Doch Chloe leicht vergisst.
Wohl Keiner ein Geheimniss so bewahrt,
Doch eh' sie euch vertraut eins, lang ihr harrt.
Niemand verleumdet sie, sie hält auf Pflicht,
Doch wie viel Freunde starben, weiss sie nicht.
Will, ob ihr todt, ob lebend seid, sie wissen,
Ihr Diener wird sie dran erinnern müssen.
Chloe ist klug; wollt ihr zurück nicht stehn,
Lasst, wenn sie stirbt, 's euch nicht zu Herzen gehn.

Ein hehres Bildniss hab ich noch im Sinn,
Vom Himmel selbst geschmückt zur Königin;*)
Ja sie *for ever*! Ist sie nicht geziert
Mit Herzensgüte? Ihr der Thron gebührt.
Poeten ihre Tugend gern erheben,
Mit Edelsteinen Maler sie umgeben;
An gutem Willen Keiner bleibt zurück,
Doch nur zu oft an glücklichem Geschick.
'S mag sein! Doch, Künstler, die ihr malt und schreibt,
Das Nackte zeichnen, danach es euch treibt.

In Allem ist sie heftig jederzeit,
Wild wie ihr Hass, ist ihre Dankbarkeit.
Und Hass muss sie am Ende stets erfassen,
Sie würd' aus Liebe selber endlich hassen.
Den Höhern wünscht sie Tod, Schmach ihres Gleichen,
Das Aergste Niedern, die nicht kann erreichen
Ihr Herrscherwort. Kränkung wird nie vergeben;
Verpflichtung lohnt mit Hass sie durch das Leben.
Doch stirb, so ehrt sie dich, baut dir Trophäen,
Um — bald sie einzureissen und zu schmähen.
Ihr Mann war gestern edel, gut und wacker,
Heut früh ein Schuft, sein Wilhelm nur ein Racker
So wird durch Mittel sie der Zwecke bar,
Durch Geist der Macht, durch Gluth der Freunde gar,
Und ohne dass ein Unglück sie erfasst,
Ist sie durch ihre Selbstsucht sich zur Last.
Ein jed' erhört Gebet ist ihr Verderben,
Trotz Kindern kinderlos entbehrt sie Erben;
Ihr Gut fällt endlich zu der Fremden Schwarme,
Kommt auch zum Theil, wie Gott es fügt an Arme. —

*) Die Königin Anna von England.

Das steife Staatskleid Alles so verdeckt,
Dass die Natur sich fast darin versteckt.
Wollt Geist und Körper ihr genau ergründen,
Müsst das Modell bei niederm Stand ihr finden.
Wenn Herzoginnen allzusehr sich zieren,
Bleibt uns die Magd, die Venus zu studiren.
Ein Pair, ein Bischof eigneten sich wenig
Zum braven Mann, treu seinem Gott und König.
Ach ich beschreib', damit ich nicht geh' fehl,
Den biedern Mohamet,*) den wackern Hale.**)
Wenn auch der Mann sich öffentlich kann zeigen,
Des Hauses Kreis nur sei den Frauen eigen.
In hellem Licht gern unsre Thatkraft waltet,
Im Schatten eure Tugend sich entfaltet.
Wenn die Verstellungskunst euch früh gelehrt,
Und öffentliches Leben dies vermehrt,
Kann Keiner wohl an euch es unterscheiden,
Was Scham, was Stolz, und wo gemischt die beiden,
Was Schwäche, Zartsinn; Alles ist so fein,
Fast kann es Tugend, fast auch Laster sein.
Verschieden ist beim Mann die Leidenschaft;
Doch über Frauen haben zwei nur Kraft:
Herrschsucht, Vergnügungssucht sind allen eigen,
Früh oder spät bei jeder sie sich zeigen.
Die lehrt Natur, und kann wohl, wo sie lehrt,
Stets zu erfreuen, Freude sein verkehrt?
Erfahrung jene, denn, vom Mann bedrängt,
Will herrschen sie, dass sie nicht sei beschränkt.
Schliesslich will jede desshalb gern regieren,
Nur um nicht ihr Vergnügen zu verlieren.
Der Mann liebt Arbeit, jener lust'ges Leben,
Doch alle Frau'n Vergnügen nur erstreben;
Der liebt die Ruhe, der des Ruhmes Schein,
Doch jede Frau möcht' Königin gern sein.
Doch sieh! welch Loos den meisten wird zu Theil.
Macht ist ihr Ziel, dafür ist Schönheit feil,
Wenn jung, sie nach Eroberungen jagen,
Dass kein Verehrer bleibt in alten Tagen;
Nach äusserm Glanz und Freuden so sie rennen,
Dass Ruh und Glück zu Hause sie nicht kennen,
Denn sich zurückziehn noch zur rechten Zeit,

*) Mohamet, ein türkischer Diener Georg's I., der bei der Belagerung von Buda in christliche Gefangenschaft gerathen war.

**) Dr. Stephen Hale, der als Mensch, Gelehrter und Priester sich eines ehrenwerthen Rufes erfreute.

6*

Dazu sind Frau'n und Helden schwer bereit.
Die Schönen gleich Tyrannen, alt, verlassen,
Gleichwohl die Einsamkeit und Ruhe hassen.
Vernützt, verlacht, gekommen aus der Mode,
Hört keinen Seufzer man bei ihrem Tode.

Wie Kinder gern nach Schmetterlingen jagen,
So nach Vergnügen Frau'n sich stets abplagen;
Erhaschen sie's, das Spielzeug sie vernichten,
Entkommt's jedoch, ist schmerzlich das Verzichten.
Im Alter dann sie Thorheiten sich weih'n,
Die selbst der Jugend man nicht würd' verzeihn.
Beschämt sonst, Liebesfreuden zu gestehn,
Prahlt jetzt mit solchen man, die nicht geschehn.
Wie mehr aus Wuth die Hexe Sabbath macht,
So feiern sie die elend lust'ge Nacht.
Der Geist der Schönheit schleicht noch um die Stätten,
Wo seine Ehre starb auf Lotterbetten.

Sieh, was der Veteran hat zu erwarten:
In Jugend wilde Lust, im Alter Karten;
Schön ohne Zweck, schlau und doch ungereimt,
Jung ohne Liebe, alt dann ohne Freund.
Nur Wichte, Narren haben sie besessen,
Verlacht im Leben, und im Tod vergessen.

Die Eitlen lass verblenden falscher Glanz;
Dich, Freundin, locke ein viel schönrer Kranz.
Den Geist zum Schönen, Edlen zu erheben,
Das Herz zu rühren, dieses sei dein Streben!
Der Reiz wird bleiben, wenn, was lockt die Menge,
Bald schal wird und verschwindet im Gedränge.
So, wenn verbleicht der Sonne breiter Strahl,
Giesst Licht der Mond mild über Berg und Thal,
Jungfräulich rein, bescheiden zeigt er sich,
Wenn unbemerkt der Feuerball entwich.
Mit trefflichem Gemüth ist die beglückt,
Das heut erfreut und morgen noch entzückt,
Die gern der Schwester Schönheit sieht, nicht grollt,
Ob Seufzern, die man ihrer Tochter zollt.
Die nie entgegnet, wenn der Mann erregt,
Ein schnelles Wort gelassen auch erträgt,
In Unterwerfung ihre Macht bezeugt,
Und wenn sie herrscht, die Herrschaft niemals zeigt.
Die nicht um Stutzer sich, noch Glücksspiel kümmert,
Und das verschmäht, was auf der Strasse schimmert,

Die Spleen nicht kennt noch Nerven, und die nicht
In Zorn geräth, selbst wenn Porz'lan zerbricht.

Doch glaube mir, ob gut, ob böse sie,
Ohn' Widersprüche sind die Frauen nie.
Der Himmel, wenn zu bessern er sich plagt
Sein letztes Werk, 'nen sanftern Mann er macht;
Nimmt rechts und links, den Günstling zu beschenken,
Die Lust an Freuden und die Lust am Denken,
Mischt euren Hang zu Thorheiten sogar
Mit unserm Thorenhass, ohn' Regel zwar,
Natur mit Kunst, Freimuth mit Züchtigkeit,
Mit Milde Muth, Stolz mit Bescheidenheit,
Grundsätz' mit Phantasie, stets wandelnd sich,
Dies Alles einend, so erschuf er — dich.

Dies sei des Weibes Ruhm, denn ohne ihn
Lebt doch verachtet selbst 'ne Königin.
Phöbus versprach's, (das Jahr vergass ich) da
Dies blaue Augenpaar das Licht ersah.
Die Stunde hat er sorglich überwacht,
Um was die Eltern baten, halb vollbracht;
Denn Schönheit hat er reichlich dir bescheert,
Des Reichthums Qualen aber weis' verwehrt.
Der edle Gott, der läutert Gold und Geist,
Und Schädel sowie Minen reifen heisst,
Gab Herzoginnen Gold, dir nicht vonnöthen,
Dir gab er Geist, Gemüth und 'nen Poeten.

Der Lockenraub.

Komisches Heldengedicht.

In dem kleinen Kreise katholischer Familien, in dem Pope, ehe er in die hocharistokratischen Zirkel gezogen wurde, fast ausschliesslich verkehrte, war durch die Ungeschliffenheit eines jungen Mannes, des Lord Petre, eine grosse Verstimmung eingetreten. Besagter Lord hatte sich nämlich erlaubt, der Miss Arabella Fermor in einer Gesellschaft eine Locke abzuschneiden.

Um sich den heftigen Groll, den die Dame auf den Attentäter ihres Haares empfand, zu erklären, wollen wir daran erinnern, dass die Mode der *love-laces* damals in England im Schwange war. Dieselbe bestand darin, dass man an jeder Seite des Kopfes eine lange, sorgfältig gepflegte Locke bis auf die Schulter herabwallen liess; wurde die eine derselben abgeschnitten, so musste auch die andere fallen, und da man in Bezug auf falsche Haartouren trotz aller sonstigen Raffinerien noch nicht soweit gekommen war, um mit der heutigen Zeit konkurriren zu können, so war also durch die Ungezogenheit besagten Lords die Frisur der schönen Arabella auf lange Zeit verunziert.

Ein gemeinschaftlicher Freund beider Familien und auch Pope's, der im Gedicht genannte Caryl, veranlasste Pope, den Vorfall in einem scherzhaften Gedicht zu behandeln, um wie Pope selbst sagt, die beiden so lange befreundet gewesenen Familien wieder zusammenzulachen. Bereitwillig ging der Dichter

darauf ein, und schon nach Verlauf von vierzehn Tagen konnte er seinem Freunde Caryl das damals noch aus zwei Gesängen bestehende Gedicht einsenden. Dass er das Ganze nur als eine literarische Spielerei aufgefasst hatte, geht schon aus dieser schnellen Abfassung hervor; denn Pope pflegte sonst sehr bedachtsam zu Werke zu gehen und die Feile immer und immer wieder anzulegen, ehe er etwas aus den Händen gab.

Das Gedicht, welches zunächst nur in Abschriften zirkulirte, fand, wenn es auch den eigentlichen Zweck, um welchen es geschrieben war, nicht erreichte, doch in dem Kreise seiner Bekannten ungetheilten Beifall. Dieser vermehrte sich bedeutend, als es einige Zeit darauf ohne Angabe des Verfassers in Lincol's *Miscellany* gedruckt erschien. Dieser wohl kaum erwartete Erfolg brachte Pope wohl hauptsächlich auf den Gedanken, dem Gedicht eine grössere Bedeutung zu geben, indem er es zu einer feinen Satire auf die mehr liebenswürdigen, lächerlichen Schwächen der Weiber machte. Da der Grundton des ursprünglichen Gedichts auch schon ein versteckt satirischer war, wenn auch noch mit einer gewissen Reserve, da der Dichter ja noch die Hoffnung hegte, die verletzte Schöne zu versöhnen, so gelang ihm die Erweiterung so gut, dass er die sämmtlichen Verse des ursprünglichen Gedichts fast ohne jede Aenderung verwenden konnte.

Es ist nun ein dem Dichter häufig gemachter Vorwurf dass er das Süjet zu undelikat behandelt und dadurch von vornherein den eigentlichen Zweck des kleinen Gedichts vereitelt habe. Wir glauben, der Vorwurf ist nicht ganz zutreffend. Denn man beachte wohl: die anzüglichen und für die Heldin des Gedichts auch wohl beleidigenden Stellen befinden sich in den später hinzugefügten Strophen.*) Jene Erweiterungen erfolgten aber erst, nachdem es offenkundig war, dass das Gedicht bei der schönen Arabella seinen Zweck verfehlt hatte. Nachdem Pope dasselbe nun zu einer feinen Satire auf das ganze schöne Geschlecht umgeformt hatte, liess er der ursprünglichen Heldin

*) Dahin gehört ausser den Sylphen- und Gnomenscenen auch die die Schilderung der Morgentoilette und des L'Hombrespieles.

desselben in soweit Gerechtigkeit widerfahren, dass er in seiner Widmung des Gedichts ausdrücklich hervorhob, dass die Belinda des Gedichts in nichts der Miss Arabella gleiche als in Schönheit.

Auch Schlosser hat in seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts den Lockenraub Pope's einiger Worte gewürdigt. Die Art und Weise, wie er dies thut, ist für ihn und seine ganze Anschauungsweise zu bezeichnend und für Pope zu verletzend, als dass wir nicht darauf eingehen sollten. Er sagt nämlich:

> „Der Lockenraub, eigentlich nichts als ein geselliger Scherz, den damaligen ganz widrigen vornehmen Sitten angepasst, erhielt mit Recht durch den Zeitgeist den Rang eines Meisterwerkes und den Ruhm origineller Erfindung in einem Augenblick, als Voltaire und seine Schüler ganz Europa mit ihrem Dichteruhm erfüllten.“

Wir haben schon früher auf die Vorliebe des Herrn Professors zum Schematisiren hingewiesen. Wir finden dieselbe auch hier wieder und als nothwendige Folge derselben eine Verrenkung und eine Verdrehung von Thatsachen, bis sie sich endlich wohl oder übel in die Schablone, in die der Herr Verfasser nun einmal vernarrt ist, hinein fügen. Er hat es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, Pope als einen Vorgänger und Geistesverwandten Voltaire's anzusehen. Wir wollen nicht bestreiten, dass sich der Satz verfechten lässt, nur muss das in anderer Weise geschehen, als es Schlosser thut, der den Erfolg dieses kleinen unschuldigen Gedichts des einen Autors durch den erlangten Ruhm des anderen erklären will.

Dabei übersieht Herr Schlosser aber, dass zur Zeit, als der Lockenraub seinen Erfolg errang, Voltaire noch so gut wie unbekannt war, dass von da bis zur Zeit, „wo Voltaire und seine Schüler ganz Europa mit ihrem Dichterruhm füllten“, noch 40 bis 50 Jahre verlaufen mussten. Doch der lieben Schablone wegen setzt man über eine so kurze Spanne Zeit mit einem Satz hinweg. Eben so lächerlich als unwahr ist der folgende Satz:

> „Die Veranlassung des Gedichts ist eine Begebenheit in jenen Kreisen, zu welchen sich Pope wie hernach Marmontel herandrängten, in denen auch Voltaire, jedoch

mit etwas mehr Selbstgefühl und Würde, sich bewegte. Dieser Begebenheit wird, obgleich sie burlesk behandelt wird, doch eine Wichtigkeit gegeben, die man nicht begreifen würde, wenn man nicht wüsste, welche lächerliche Bedeutung Engländer und Franzosen auf den Zutritt zu gewissen Gesellschaften legen."

Schlosser möchte nämlich gern erweisen, dass sich Pope, ähnlich wie Voltaire, in die hoch aristokratischen Zirkel hineingedrängt habe. Ohne sich viel zu besinnen, verlegt er daher den oben geschilderten Vorgang in jene Kreise und lässt dann Pope denselben besingen, nur um sich daselbst einzudrängen. Nachdem dann, nicht Pope sich, sondern Herr Schlosser ihn glücklich dort hineingepresst hat, setzt er die strenge Miene des Sittenrichters auf, um auf den so maltraitirten Dichter den Zorn seiner, wir wissen nicht, fingirten oder ächten Entrüstung auszugiessen Er fährt nämlich fort:

„Der eitle, nach dem Hofe, an dem er, wie Voltaire, so gern eine Rolle gespielt hätte, stets schielende Engländer steht indessen hinter dem dreisteren Franzosen (er meint hier Boileau) an eigentlicher Freimüthigkeit weit zurück. Boileau ist freilich Hofdichter, aber er braucht nur einem, nur seinem Ludwig XIV., zu schmeicheln, er greift daher, was er angreifen will und darf, wenigstens recht derb an, und wird mit seinem derben Spott in der That burlesk. Der ängstliche, vorsichtige, schwache Pope darf es mit der Aristokratie und der guten Gesellschaft, deren Narrheiten und Albernheiten er geisseln sollte, nicht verderben; er schont sie daher hier eben so fein, als er hernach in der *Dunciade* seine Feinde und Gegner aus anderen Klassen grob und gemein verspottet."

Und das sagt Schlosser von einem Satiriker, der bekanntermassen seine oft nur zu bissigen Pfeile bis in die höchsten Kreise der Aristokratie, ja bis zum Thron hin schleuderte!

Die Sache würde komisch sein, wenn sie nicht eine zu ernste für uns Deutsche beschämende Seite hätte. Eben so phrasenhaft hohl ist der folgende Satz:

„Die Armseligkeiten, welche den Stoff des Gedichts geben,

die Scenen in der sogenannten guten Gesellschaft, ihr Spiel, ihre Bewirthung, ihre langweiligen Scherze, ihre gekünstelten und geschraubten Manieren werden durch den Dichter der Aristokratie gehoben und veredelt."

Es ist gerade das direkte Gegentheil davon wahr; dieselben werden lächerlich und dadurch verächtlich gemacht.

Uebrigens zeigt sich jene oben näher gekennzeichnete Sucht nicht nur bei deutschen Gelehrten. Der von seinen Landsleuten und auch von den Engländern so viel bewunderte Literator Taine arbeitet ganz wie Schlosser in schablonirten vorgefassten Meinungen. An dieser Stelle befindet er sich freilich in direktem Widerspruch mit dem deutschen Historiker. Taine hat sich nämlich vorgenommen zu erweisen, dass eigentlich nur ein Franzose Grazie entwickeln könnte, und so findet er denn im Gegentheil, dass Pope eigentlich ein Barbar ist, der für die feinen aristokratischen Manieren, von denen er auch nur den äusseren Firniss bekommen hat, keine Liebe besitzt. Er ist zu sehr Engländer (d. h. zu wenig Franzose), zu sehr Satiriker. Doch geben wir Herrn Taine selber das Wort.

Une boucle de cheveux que l'on relève, un bras mignon qui sort d'un flot de dentelles, une taille penchée qui fait chatoyer les plis lustrés de la jupe et le fin sourire demi engageant, demi moqueur de la bouche mutine, en voilà assez pour ravir un artiste Pope n'en jouit pas ou n'en jouit guère, il reste satirique et Anglais au milieu de ce luxe aimable importé de France.

Herr Taine hat hier unzweifelhaft Künstler im Sinne von dem Schlage des Verfassers der Kameliendame, der Fanni etc. Mit solchen Geistern hat Pope freilich nichts gemein. Den letzten Theil des letzten Taine'schen Satzes mögen sich die Engländer noch besonders zu Gemüthe ziehen.

An Fräulein Arabella Fermor.

Madame.

Es würde vergeblich sein, leugnen zu wollen, dass ich auf dieses kleine Gedicht einen gewissen Werth lege, da ich es Ihnen widme. Und doch können Sie mir bekunden, dass es zunächst geschrieben war, um einige junge Damen zu ergötzen, die Verstand und Humor genug besassen, nicht nur über die kleinen

unbeachteten Thorheiten ihres Geschlechts, sondern auch über ihre eigenen zu lachen. Aber da es mit einer geheimnissvollen Miene Anderen mitgetheilt wurde, so fand es bald seinen Weg in die Welt. Da eine unvollkommene Abschrift einem Buchhändler angeboten wurde, waren Sie freundlich genug, mit Rücksicht auf mich die Veröffentlichung einer korrekteren zu gestatten. Ich war hierzu gezwungen, ehe ich meinen Plan noch zur Hälfte ausgeführt hatte, denn die Maschinerie, die es vervollständigen sollte, fehlte noch gänzlich.

Die Maschinerie, Madame, ist ein Ausdruck, den die Kritiker erfunden haben, um denjenigen Theil eines Gedichtes zu bezeichnen, den Götter, Engel oder Dämonen auszufüllen haben. Denn die antiken Dichter sind in einer Hinsicht unsern modernen Damen gleich. Mag nämlich eine Handlung noch so geringfügig an und für sich sein, sie lassen sie immer als von der grössten Wichtigkeit erscheinen. Diese Maschinerie beschloss ich auf einer ganz neuen und eigenthümlichen Grundlage, nämlich auf der Rosenkreuzer'schen Lehre von den Geistern aufzubauen.

Ich weiss sehr wohl, wie unangenehm es ist, sich vor einer Dame schlecht klingender Worte bedienen zu müssen, aber einem Dichter liegt so viel daran, dass seine Werke, besonders nicht von Ihrem Geschlecht, missverstanden werden, dass Sie mir erlauben müssen, zwei oder drei schwierige Ausdrücke zu erklären.

Ich muss Sie zunächst mit dem Volke der Rosenkreuzer bekannt machen. Der beste Bericht über dieselben findet sich in einem französischen Buche, genannt der Graf von Gabalis, welches sowohl in Bezug auf Titel als auch dem äusseren Ansehen nach so sehr einer Novelle gleicht, dass viele des schönen Geschlechts es irrthümlich als solche gelesen haben. Diesem Herrn zufolge sind die vier Elemente von Geistern bewohnt, welche sich Sylphen, Gnome, Nymphen und Salamander nennen. Die Gnomen oder Dämonen der Erde ergötzen sich daran, allerhand Unheil anzurichten, wohingegen die Sylphen, deren Wohnung die Luft ist, die bestgearteten Geschöpfe sind, die man sich denken kann. Denn jedweder Sterbliche soll sich der grössten Vertraulichkeit mit diesen Geistern erfreuen können,

und zwar auf eine für alle wahren Adepten leicht beobachteten Bedingung hin — nämlich die einer unverletzlichen Bewahrung der Keuschheit.

Was nun das Gedicht selbst anlangt, so sind alle Einzelheiten desselben ebenso fabelhaft, wie die Vision zu Anfang und die Verwandlung zu Ende (mit Ausnahme nur des Verlustes Ihres Haares, dessen ich überall mit schuldiger Ehrerbietung Erwähnung thue). Die menschlichen Personen sind eben so erfunden wie die luftigen, und der Charakter der Belinda, wie er jetzt durchgeführt ist, ähnelt Ihnen in nichts als in Schönheit.

Hätte dies Gedicht auch so viele Reize, wie Sie an Körper und Geist vereinen, so dürfte ich doch niemals hoffen, dass es nur halb so tadellos wie Sie durch die Welt gehen würde. Aber mag sein Geschick sein, welches es will, ich werde das meinige für glücklich genug halten, weil es mir diese Gelegenheit gegeben hat, Sie zu versichern, dass ich mit aufrichtiger Hochachtung bin, Madame,

Ihr ganz gehorsamser und ergebener Diener

A. Pope.

Der Lockenraub.

Erster Gesang.

Welch herbes Leid oft Liebeshändel bringen,
Welch heft'ger Streit entsteht aus kleinen Dingen,
Will jetzt ich singen. Muse, steh mir bei!
Mein Lied gilt Caryl, ihm, dem Freunde treu.
Und selbst Belinde*) mag es nicht verschmähn,
Dies kleine Lied einmal sich anzusehn;
Gering im Vorwurf, doch im Preis es steigt,
Wenn sie entflammt mich, er sich billig zeigt.

*) Miss Arabella Fermor ist gemeint.

Sag', Göttin, mir, was war es, was den Lord
Zum Angriff auf die Schöne riss mit fort?
Nenn' mir den Grund, ich hab' umsonst gespäht,
Warum die Edle wohl den Lord verschmäht.
War seine That für Menschen zu verwegen,
Kann solche Wuth ein zarter Busen hegen?

Durch weisse Vorhäng' hell die Sonne lacht,
Und bald sind jene Augen auch erwacht,
Vor deren Glanz der hellste Tag erbleicht.
Es war die Zeit, wenn auf vom Lager steigt
Der fette Mops, wenn nach schlafloser Nacht,
Zur Mittagszeit, ein junges Paar erwacht.*)
Belinde aber schläft noch süss und hold,
Ein Sylph, ihr Schutzgeist, hat es so gewollt;
An ihrem Bett hat züchtig er gesessen
Und einen Morgentraum ihr zubemessen:
'Nen Jüngling, wie Apoll so schön, sie sieht,
(Und ihre Wang' im Schlafe drob erglüht)
Die ros'gen Lippen ihrem Ohre nähern,
Dann glaubt sie zu vernehmen diese Lehren:
„Schönste der Sterblichen! Dir treu ergeben
Viel tausend Luftbewohner dich umschweben.
Wenn je ein seltsam Bild dein fromm Gemüth
Im Traum und sonst phantastisch wohl durchzieht,
Was immer Ammen, Priester dir erzählt
Von schlanken Elfen, Geistern, ungezählt,
Die schön beim Mondschein unter grünen Zweigen,
Auf Wiesenplan aufführen ihren Reigen,
Von Jungfraun auch, von Engeln aufgesucht,
Die Kränze dargebracht und Himmelsfrucht,
Glaub' alles ja! Doch wichtiger noch ist,
Dass du es weisst, wie hoch gestellt du bist.
Geheime Wahrheit, die kein Weiser findet,
Jungfraun allein und Kindern ward verkündet;
Mag Menschenwitz noch so entsetzlich schnauben,
Unschuld und Schönheit werden dennoch glauben.

*) Hier folgen im Original noch die Verse:

Thrice rung the bell, the slipper knocked the ground,
And the pressed watch returned a silver soud,

d. h. dreimal klingelte sie, und, als das nichts half, klopfte sie mit ihrem Pantoffel auf den Boden und liess die Repetiruhr schlagen. Wir haben die Verse ausgelassen, weil sie zu den folgenden, mit denen gleich die Erweiterung des ursprünglichen Gedichts beginnt, nicht passen. Belinde wird nämlich in diesen Versen noch schlafend dargestellt. Pope hat das übersehen.

So wisse denn, dass immer dich umschweben
Viel Tausend Geister, die die Luft beleben,
Des untern Himmels leichte Kavall'rie,
Wenn auch ein sterblich Aug' erblickt sie nie.
Stets auf dem Sprung, zu jedem Dienst bereit,
Beschützen sie dir Haupt, Hut, Strumpf und Kleid.*)
Einst waren sie, in Zeiten, die verflossen,
Von eines Weibes schöner Form umschlossen,
Die sie, nachdem des Lebens Traum verrauscht,
Mit einer luftigern Gestalt vertauscht;
Denn legt 'ne Schöne ab ihr irdisch Kleid,
Nicht streift sie ab auch ihre Eitelkeit;
Die folgt ihr nach, so weit sie immer flieht,
Spielt sie nicht mit, doch in das Spiel sie sieht;
Auch ihre Lust an Karten, Kutsch' und Pferden
Kann ihr im Tode nicht genommen werden.
Fährt eine Maid in ihrem Stolz dahin,
Zu ihrem Urquell muss die Seele fliehn.
Es fährt der Geist aus einem bösen Weib
In eines Salamanders Flammenleib;
Zu Schwache wieder sinken in die See,
Mit Nymphen dort zu schlürfen ihren Thee.
Die allzu Spröden sinken zu den Gnomen
Und wirken Unheil, wenn herauf sie kommen.
Doch die Kokette wandelt sich zu Duft
Und fliegt als Sylph beschwingt wohl durch die Luft,
Wiss' auch, dass wenn zu keusch 'ne Schöne ist,
Dass keinen Mann sie mag, ein Sylph sie küsst;
Denn Geister, da Gesetze sie nicht binden,

---

*) Sollte hier Jemand bei einer Vergleichung mit dem Original finden dass wir diese Stelle zu frei übersetzen, so wollen wir hier ein für allema darauf erwidern, dass wir uns freilich die Freiheit gewahrt haben, einen oder den anderen Vers, der nichts Neues bringt oder auch die Wirkung des Ganzen eher beeinträchtigt, zu unterdrücken oder auch andere, die auf zu spezifisch englische oder Londoner Oertlichkeiten, die nicht ohne längere Noten verständlich gemacht werden können, umzuändern. Solche Abweigungen kommen übrigens nur ausnahmsweise vor. Zur richtigen Würdigung unseres Verfahrens geben wir hier die Stelle im Original.

These though unseen, are ever on the wing,
Hang o'er the box, and hover round the ring,
Think what an equipage thou hast in air,
And view with scorn two pages and a chair.

Box ist die Loge im Theater, ring hiess der Fahrweg der Equipagen im Hyde Park. Der Sinn der unterdrückten Verse ist: Bedenke, was für eine Dienerschaft du in der Luft hast und blicke mit Verachtung auf deine zwei Pagen und Sänfte.

Form und Geschlecht leicht wechseln nach Befinden.
Auch überwachen sie mit Emsigkeit
Die Unschuld einer allzuschwachen Maid,
Wenn auf dem Balle oder Maskenspiel
Ein dreister Buhle nah' sich wähnt dem Ziel,
Wenn sie ein falscher Freund im Waldesdüster
Verführen will durch trauliches Geflüster,
Wenn er mit heissen Blicken sie verschlingt,
Dass all ihr Blut ihr jäh zum Herzen dringt,
Wenn stillen Wunsch Gelegenheit anfacht,
Musik berauscht, der Tanz sie lüstern macht.
Der Wächter Sylph ist hier am meisten nütz',
Wenn's Ehrgefühl auch nennt der Menschen Witz.

Ganz sicher lebend noch ein Gnom gewinnt,
Die all zu stolz auf ihre Schönheit sind;
Und jene sind's, die sie noch mehr aufblähn,
Dass jeden Liebesantrag sie verschmähn.
Sie speisen sie mit eitelen Ideen,
Dass sie nur Peers und Grafen um sich sehn,
Besternt, bebändert naht der Freier Chor,
Und „Ihro Gnaden" tönt's in ihrem Ohr.
Sie sind's, die früh ein jung Gemüth verkehren,
In allen Buhlerkünsten es belehren,
Sanft zu erröthen, scheu den Blick zu heben,
Und, naht ein Stutzer, selbst das Herzchen beben.

Oft wenn die Welt schon glaubt, dass Schöne irren,
Weiss doch ein Sylph das Irrsal zu entwirren,
Er führt die Schwindelnde auf rechten Weg,
Durch neue Thorheit treibt er alte weg.
Zum Opfer fiel wol manche schöne Maid
Dem, der sie lud zu einer Festlichkeit,
Hätt' grade nicht ein andrer Modeheld
Für Röschen einen Maskenball bestellt.
Wenn Florio seufzt, welch Mägdlein widerstände,
Drückt' ihr nicht Damon grade sanft die Hände?
Mit neuen Eitelkeiten, neuen Scherzen
Umwenden sie den Spielkram ihrer Herzen,
Wo Zopf mit Zopf, mit Stutzer Stutzer kämpft,
Und neue Thorheit schnell die alte dämpft.
Leichtsinn wohl nennt's der Mensch, doch glaube mir,
'S ist weitgefehlt, dies Alles wirken wir.
Denn zu der luft'gen Schaar auch ich gehöre;
Ariel mein Name, nichts ich mehr verehre

Als dich, der ich zum Hüter bin bestellt,
Zu schützen dich im Strudel dieser Welt.
Drum merke auf! Als die krystall'ne Flur
Des ew'gen Himmels neulich ich durchfuhr,
Erblickte ich, wer schildert meinen Schrecken
In deinem Sternbild einen Nebelflecken.
Dies kündet Unheil, das dich jäh bedroht,
Eh' heut' in Westen stirbt das Abendroth.
Doch welcher Art, der Himmel nicht geruht,
Es mir zu künden. Drum sei auf der Hut!
Mehr dir zu sagen, hab' ich nicht die Macht.
Vor allem nimm vor Männern dich in Acht!"
Er sprach's, als Puck, der glaubt', sie schlief zu lang,
Die Herrin weckt' mit seiner Stimme Klang.
Da war's, Belinde, ward ich recht berichtet,
Dass auf ein Billetdoux zuerst gerichtet
Dein holder Blick sich. Kaum hatt'st du gelesen
Von Schmerz und Sehnsucht, Hoffnung und Genesen,
Und was ein Mann sonst schreibt, von dir entzückt,
Da ward das Traumbild jählings dir entrückt.
Kaum hat verlassen sie das Ruhebette,
Da steht enthüllt der Schrein der Toilette,
Die Silberbüchsen ruhen noch verschlossen,
Von einem mag'schen Glanze wie umflossen.
Zuerst in Weiss, mit aufgelöstem Haar
Bringt sie der Kosmetik Verehrung dar.
Ein himmlisch Bild im Spiegel bald erscheint,
Das alle ihre Sorg' auf sich vereint.
'Ne Unter-Priest'rin heisst sie, sich bemühn,
Des Stolzes Ritus an ihr zu vollziehn.
Unzähl'ge Schätze zeigen ihre Pracht,
Die ganze Welt hat Gaben dargebracht;
Nach allen tastet sorglich Betty's Hand
Und schmückt die Herrin mit dem goldnen Tand.
Dies Kästchen hier schliesst Indiens Perlen ein,
Arabien duftet dort aus jenem Schrein,
Schildkröt und Elephant sich hier ergänzen,
Dass schön gefleckt der Haarkamm mag erglänzen.
Unzähl'ge Nadeln dort in Reihen strahlen,
(Wer kann, was da zu sehen, alles malen!)
In Eintracht liegen und in sel'ger Ruh
Schönpflaster, Bibel, Puder, Billetdoux.
Schönheit erprobt jetzt ihre ganze Macht,
Die schwersten Waffen werden angebracht.
Die Holde sieht in jedem Augenblick,

Wie ihre Reize steigen. Mit Geschick
Verbessert sie ihr Lächeln, lässt erwachen
Jedwede Grazie, weiss schön anzufachen
Ein sanft Erröthen, wahrlich zum Entzücken!
Vernichtend Feuer sprüht aus ihren Blicken.
Die Sylphen, ganz geschäftig, sie umringen,
'nen neuen Reiz sie dort und hier anbringen
Und glätten das, was irgend sich verschob,
Doch Betty nur saugt ein dafür das Lob.

Zweiter Gesang.

Ruhmvoller fährt nicht aus purpurnem Meer
Der Sonnengott im Aetherblau einher,
Als seines Lichts Rivalin kam gezogen
Im Kahne auf der Themse Silberwogen.
Jünglinge, schöne Jungfraun sie umdrängen,
Doch nur an ihr die Blicke Aller hängen;
Auf ihrem Busen strahlt ein Kreuzlein hell,
Ein Jude hätt's geküsst an dieser Stell'.
Ihr Feuerblick den kühnen Geist verräth,
Lebhaft wie dieser, doch wie er unstät.
Ihr holdes Lächeln Alle gleich entzückt,
Doch Keinen, traun! besond're Gunst beglückt.
Der Sonne gleich ihr Aug' oft Glut entsendet,
Dass die Beschauer stehen wie geblendet.
Doch Huld und Anmuth Fehler selbst verstecken,
Wenn Fehler je an Schönen zu entdecken.
Ward ihr 'ne Weiberschwäche zugemessen,
Blickt sie nur an — und alles ist vergessen.

Den Männern zum Verderben trug die Fee
Ein Lockenpaar, das schönste, welches je
Künstlich geringelt, duftig niederwallte
Auf einen Hals, wie ihn kein Künstler malte.
In solchen Labyrinthen hält mit Glück
Ihr Sklavenheer die Liebe fest zurück.
Unmöglich ist's, aus ihnen sich zu retten,
Ein starkes Herz liegt oft in zarten Ketten,
Haarschlingen bringen Vögeln oft Gefahr,
Und Schönheit zieht uns oft an einem Haar.

Den kühnen Lord, in ihrem Reiz gefangen,
Erfasste längst ein wunderbar Verlangen.
Sein muss die Locke werden, und sogleich
Sinnt nach er, wie's am besten er erreich';
Durch List, ob durch Gewalt, ihm ist es gleich.
Hat wo ein Buhle, was er wünscht, bekommen,
Kaum Einer fragt, wie er dazu gekommen.
Schon hatte er in der vergangnen Nacht
Dem Himmel heimlich Opfer dargebracht,
Der Venus einen Altar aufgerichtet
Aus zwölf Romanen, alle schön geschichtet;
Franzosen waren's, Gold in Schnitt und Band,
Und drauf, was er an Liebespfändern fand,
Sorglich gelegt, geheimnissvolle Zeichen,
Strumpfbänder, Handschuh und so mehr dergleichen.
Aus Billetdoux die Opferflamme leckt'.
Als seine Seufzer hell're Glut erweckt,
Fällt nieder er und fleht mit heissen Blicken,
Dass, was er vorhab, bald ihm möge glücken.
Die Göttin ward gerührt durch sein Gebet,
Und alles Andre hat der Wind verweht.
Doch sicher gleitet hin der schmucke Kahn
Im Sonnenglanz auf der krystall'nen Bahn,
Musik ertönt, und froh die Herzen schlagen,
Die Melodie die Wellen weithin tragen.
'nen linden Zephyr jetzt der Himmel schickt,
Belinde lächelt, Alle sind entzückt.
Nur nicht der Sylph, er ist gedankenvoll,
Ihn schreckt das Unheil, das da kommen soll.
Da tönt sein Ruf, und auf den Aetherwellen
Ziehn stracks herbei die luftigen Gesellen.
Das Schiff umflatternd, Worte sie austauschen,
Belinde glaubt, sie hör' den Zephyr rauschen.
Im Sonnenglanz sie jetzt das Schiff umgaukeln,
Dann auf den feuchten Wogen sie sich schaukeln,
Durchsichtig all', ein Mensch erblickt sie nicht,
Ihr luft'ger Körper löst sich auf in Licht;
Los' flattert ihr Gewand im Winde lau,
Hellglitzernde Geweb' aus Morgenthau,
Getaucht auch in des Himmels reichstes Licht,
Drin jeder Strahl sich hundertfältig bricht;
Stets andre Farbenspiele sie erzeugen,
Wenn sie die Schwingen anderswohin neigen.
In diesem Kreis, am Mastbaum, reich beflaggt,
Steht Ariel, schöner so an Wuchs und Tracht,

Die Schwingen öffnet er dem Sonnenlicht,
Und alles schweigt, da jetzt er also spricht:
„Gebt mir Gehör, ihr Sylphen und Sylphiden,
Feen, Geister, Elfen, die ich her beschieden;
Gesetze, ew'ge, Jeden streng verpflichten,
In seiner Sphäre Dienste zu verrichten.
Bis nah der Sonne ein'ge von uns fliegen,
Im reinsten Aether selig sich zu wiegen,
Irrsterne führen, ist der einen Wonne,
Planeten rollen andre um die Sonne;
Die wen'ger Kühnen, deren Sinn befangen,
Sternschnuppen sieht man jede Nacht sie fangen,
Auch nah' der Erd', wenn feucht die Triften rauchen
In Regenbogen ihre Schwingen tauchen;
Noch andre jagen Stürme über's Meer,
Wohlthät'ge Regen bringen andre her,
Es wachen manche über Schaf' und Rinder,
Und andre wieder über Menschenkinder;
Doch unsre grösste Sorgfalt, unbestritten,
Gehört zuerst dem Inselreich der Britten.
Noch andern Pflichten müssen wir genügen,
Die wen'ger ruhmvoll, doch uns mehr vergnügen.
Im Dienst der Schönen dürfen wir nicht weichen,
Was sie verletzt, das müssen wir verscheuchen;
Den Puder retten, wenn zu rauh der Wind,
Und die Essenzen, dass nicht zu geschwind
Aus duftigem Gewande sie verwehn;
Nach frischen Farben gilt's sich umzusehn
Bei Frühlingsblumen und beim Regenbogen,
Das Haar zu kräuseln, das zu lang gezogen,
Und kann's 'ne Schöne grade einmal brauchen,
Schämig zu thuen, sanft sie anzuhauchen.
Im Traum gilt's, die Erfindungskraft zu wecken,
Wo Nadeln, Schleifen, Blumen hinzustecken.
Doch heut' ein böses Omen jäh bedroht
Der Schönen Schönste mit 'ner schweren Noth,
Ein schrecklich Unglück! Doch in dunkle Nacht
Das Schicksal hüllt es, wie es wird vollbracht.
Wird sie Dianens Vorbild übersehn?
Wird ihre Lieblingsvas' in Trümmer gehn?
Ist in Gefahr heut' ihre Ehrbarkeit?
Wie, oder wäre es ihr neues Kleid?
Verliert vielleicht sie bei 'nem Maskenscherz
Ihr goldnes Halsband oder gar ihr Herz?
Wie, oder wird, das kränkte wohl vor allen,

Der theure Puck ihr heut' vom Schoosse fallen?
Drum aufgepasst! Seid alle auf der Hut!
Dir, Zephyrett', vertrau' ich ihren Hut,
Den Fächer, Momentilla, nimm in Acht,
Und du, Crispissa, ihrer Locken Pracht.
Brillante, hab' ein Aug' auf ihren Schmuck;
Ich selbst bewache ihren theuren Puck.
Doch zu beschützen ihren Unterrock,
Bestimm' ich gleich von euch ein ganzes Schock.
Wie oft, selbst wenn er siebenfach umstellt,
Ward alle Mühe bitter uns vergällt.
Was nützen Eisenreifen ohne Zahl,
Was selbst die Rippen von dem grossen Wal?
Umringt sie drum als eine kühne Horde,
Weicht nicht von ihres Kleides Silberborde.
Doch wer von euch sich irgend lässig zeigt,
Wer seitwärts blickt, von seinem Posten weicht,
Durch strenge Strafen seine Schuld er büsst;
Auf Nadeln sei sofort er aufgespiesst,
In Flaschen eingepfropft, man soll ihn sehn
In einem Nadelöhr selbst Schildwach' stehn,
In schmutzger Pfütze soll er kläglich liegen,
Und klebrig Harz verhindern ihn am Fliegen,
Und während er sich dort so muss abmühn,
Soll seine Form Alaun zusammenziehn;
Auch fühl' er, was Ixion einst empfunden,
An einer Mühle schwindelnd Rad gebunden,
In heissem Kaffeedampf soll er zerfliessen
Und zittern vor der See zu seinen Füssen."
Er sprach's, die Sylphen alle niederschweben,
In dichtem Kreis die Schöne zu umgeben;
Die lassen sich auf ihren Locken nieder,
Die wieder schaukeln sich auf ihrem Mieder;
Doch allen wahrlich schlägt das Herz beklommen,
Und jeder harrt der Dinge, die da kommen.

Dritter Gesang.

Auf grünem Wiesenplan, in blum'ger Au,
Erhebt sich stolz ein majestät'scher Bau
Hart an der Themse well'gem Uferrand,
Der nach dem nahen Hampton ist benannt.
Minister Englands oft schon dorthin wallten,
Von Lieb' und Staatskunst sich zu unterhalten,

Auch Anna,*) du Beherrscherin der See,
Hieltst oft hier Rath, noch öfter einen Thee.

Dorthin die Helden mit den Nymphen eilen,
Um ein'ge Stunden froh hier zu verweilen.
Wie geistreich ihr Gespräch! Wie lauschen all,
Wer hier Besuch gemacht, wer gab den Ball.
Der Ruhm der Königin wird hier erhoben,
Dort hört man einen ind'schen Fächer loben;
Von Blicken, von Benehmen wird berichtet,
Und jedes Wort 'nen guten Ruf vernichtet.
Giebt man sich mal mit Schwatzen, Lachen aus,
Füll'n Fächer, Tabacksdos' die Pause aus.

Inzwischen mahnt der Sonne schräger Strahl,
Dass von der Mittagshöh' sie schwebt zu Thal.
Der Richter, hungrig, schnell das Urtheil spricht,
Dass kalt nicht werd' zu Haus sein Leibgericht,**)
Und von der Börse sich der Kaufmann wendet,
Der Toilette lange Arbeit endet.
Belinde, die die Ruhmsucht nicht kann dämpfen,
Zwei Ritter sucht, mit ihnen kühn zu kämpfen.
Im L'Hombre nur sie ihre Kampflust stillt,
Doch sieg'sgewiss ihr holder Busen schwillt.
Schnell sind drei Heere kampfbereit, zwar klein,
An Kämpen zählt ein jedes grade neun.
Kaum als in zarter Hand sie wiegt die Karten,
Da lassen sich hernieder ihre Garden.
Ein Matador dient Ariel zur Bank,
Die andern nehmen Platz nach Stand und Rang,
Da Sylphen ihren Ursprung nicht vergessen,
Sind sie wie Frau'n auf Plätze wie versessen.

Vier Kön'ge schau! in stolzer Majestät,
Wie prächtig ihnen doch der Schnauzbart steht;
Mit Blumen in der Hand vier Königinnen,
Ein schöner Sinnbild liess sich nicht ersinnen;
Vier Buben, keck, zu knapp fast ihr Gewand,

*) Königin Anna.

**) Das Original enthält hier eine schärfere, wohl ungerechte Beurtheilung des damaligen Richterstandes. Pope sagt nämlich geradezu:

The hungry judges soon the sentence sign,
And wretches hang, that jury-men may dine.

Das Haupt bedeckt, Hell'barden in der Hand.
Zweifarb'ge Truppen führen jene an
Zum lust'gen Kampfe auf dem sammt'nen Plan.
Die Schöne überschaut geschickt die Schaaren.
„Sei Spaten Trumpf“ rief sie, und Trumpf sie waren.
Den Tanz begannen ihre Matador',
Ein jeder bunt gekleidet wie ein Mohr.
Spadille erst, der nie besiegte Held,
Zwei Trümpf' auf einen Streich hat er gefällt.
Sodann Manille gleichviel Opfer zählt
Und geht als Sieger von dem grünen Feld.
Ihm folgte Basto, doch mit wen'ger Glück,
Denn einen Trumpf nur brachte er zurück.
Mit breitem Schwert, von grauem Haar umweht,
Erscheint der Spaten rauhe Majestät.
Vorsichtig naht er, streckend aus ein Bein,
Das andre hüllen bunte Lappen ein.
Den eignen Buben, der Rebell geworden,
Sieht man in königlicher Wuth ihn morden.
Treffbube, der mit Glück sich oft erfrecht
Zum Angriff selbst auf fürstliches Geschlecht,
Muss, o des Kriegsglücks! da er ganz verlassen,
Des Siegers Spaten Kniee jetzt umfassen.
Soweit schlug beide Heere sie zurück,
Da wandte zum Baron sich jäh das Glück.
Denn Amazonen gleich liess er aufziehn
Des Spatenfürsten hehre Königin.
Wuth schnaubend stürzt Treff König da heran,
Doch in den Staub sinkt nieder der Tyrann.
Was nützt das Diadem auf seinem Scheitel,
Sein Riesenleib ihm? Alles ach! ist eitel.
Was nützt sein Purpurkleid, und dass der Held
In starker Faust des Reiches Apfel hält?
Jetzt seine Carreau's lässt der Lord marschiren,
Der König und die Königin selbst führen
Die Truppen an. Da hilft kein Widerstreben,
Der ganz verzagte Feind muss sich ergeben.
Treff, Carreau, Coeur sieht man in hellen Haufen
In offner Flucht vom grünen Plane laufen.
So stürmt dahin ein aufgelöstes Heer
Aus Asien, Afrika und sonst woher,
Das Ehre nicht und nicht ein festes Band
Zusammenhält, noch auch ein Vaterland;
An Sprach' und Farbe eine bunte Menge;
Der eine bringt den andern in's Gedränge,

Sie stürzen hin zu ganzen Bataillonen,
Und das Geschick scheint keinen zu verschonen.
Drauf Carreau Bub erscheint mit schlauem Blick,
Und wirft, o Schmach! Coeur Königin zurück.
Da schwand das Blut jäh von Belindens Wangen,
Und Leichenblässe hält sie ganz umfangen;
Ihr grausig Schicksal sieht sie sich vollenden;
Wer kann von ihrem Haupt Codille wenden?
Doch jetzt, wie oft, wenn alles scheint verloren,
Ein einz'ger Zug das Glück zieht bei den Ohren,
Springt fort Coeur Ass. Sie hielt noch fest umklammert
Den König, der der Königin nachjammert'.
Mit mächt'gem Satz, von Rachedurst entflammt,
Stürzt auf das Ass er nieder auf den Samm't.
Aufathmend jauchzt sie, dass es weithin schallt,
Das Echo weckend in dem nahen Wald.
Kurzsicht'ge Sterbliche, stets zukunftsblind,
Zu schnell aufjubelnd und zu schnell verstimmt.
Wer weiss, wie schnell der Jubel schwinden mag,
Wie schnell verwünscht sein dieser Siegestag?

Mit Tassen wird die Tafel ausstaffirt,
Die Bohnen prasseln, und die Mühle schwirrt.
Auf Japans Erde steht die Silberlampe,
Luftgeister hängen blasend an der Rampe.
Aus Silberkannen quillt der würz'ge Trank
In Chinatassen, alle bunt und blank.
Mit Nas' und Mund der Nektar wird genossen,
Und neue Labung häufig nachgegossen.
Die Schöne von den Sylphen ist umringt,
Der kühlt das Nass, bevor sie davon trinkt,
Der flattert ängstlich um die schlanke Taille,
Der wiegt sich auf der Broche von Emaille.
Kaffee (der Kannegiesser weiser macht,
Dass klar sie sehn, was schwarz verhüllt die Nacht,)
Lässt schärfer jetzt den kühnen Lord nachsinnen,
Wie wohl die schöne Locke zu gewinnen.
Lass ab, vorschnelle Jugend, fürchte noch
Die ew'gen Götter, denk' an Scylla doch!
In einen Vogel ward sie jäh verwandelt,
Weil sie des Nisus Haar schmachvoll verhandelt.
Doch wenn auf Böses 'mal der Sinn gerichtet,
Fehlt nicht das Werkzeug, das es jäh verrichtet.
Mit holder Grazie liess Clarissa blitzen
Grad' jetzt 'ne Waffe mit zwei scharfen Spitzen.

So in Romanen bringt den kühnen Degen
Ein Ritterfräulein Helm und Spiess entgegen.
Er beugt sich, nimmt die Wehr und lässt sie blitzen
Gleich her und hin an seinen Fingerspitzen.
Dicht an Belindens Nacken sie sich zeigt,
Grad' als das Haupt zum duft'gen Trank sie neigt.
Doch tausend Geister kamen angeflogen
Und haben schnell das Haar zurückgebogen,
An ihrem Ohrring fühlt sie's drei Mal ziehn,
Sie wendet sich, und drei Mal muss er fliehn.
In dem Moment sass Ariel erschreckt
In einem Strauss an ihrer Brust versteckt,
Enträthseln möchte gern er die Ideen,
Die in der Jungfrau Brust er sieht entstehn.
Da, trotz Verstellung, sieht zu seinem Schmerz
Er, dass ein Mannsbild stahl sich in ihr Herz.
Bestürzt enteilt er, weiss sich kaum zu fassen,
Dem Schicksal muss er jetzt sie überlassen.
   Da naht die Scheer', den Mund weit aufgerissen,
Die Locke fällt, wenn sie sich erst wird schliessen.
Selbst da noch warf der hungrigen Hyäne
Ein armer Sylph sich muthig in die Zähne.
Doch ach umsonst! er ward von ihr zertheilt,
(Doch luftige Substanz ist schnell geheilt)
Und jetzt, o Graus! trennt sie das heil'ge Haar
Vom schönen Haupt auf immer, immerdar.
   Da lodert auf in ihrem Aug' ein Blitz,
Auf ihren Angstschrei springt man auf vom Sitz,
Nicht lauter klagt dem Himmel man die Noth,
Wenn Gatten oder Schoosshunde sind todt,
Ja, oder wenn 'ne Vase von Krystall
In Trümmer sank durch einen jähen Fall.
   Triumph, Triumph! so hört den Lord man schrein,
Bringt Lorbeern mir! Der hehre Preis ist mein.
So lang' ein Fisch die feuchte Fluth zertheilt,
So lang' ein Vogel in den Lüften weilt,
Und eine Kutsch' 'ne Schöne amüsirt,
So lang' noch Atalantis*) wird studirt,
Und das Empfangsbett**) noch ein Kissen ziert,
So lang' am Festtag man Besuche macht,

---

*) Ein damals beliebtes Buch, voll von Hof- und Stadtklatsch, von Mrs. Manley verfasst.

**) Die Damen pflegten nach französischer Mode oft den Besuch im Schlafzimmer zu empfangen, das Bett wurde dazu besonders verziert.

So lang' noch die Kokette buhlt und lacht,
So lang' noch Rendez-vous die Mädchen geben,
So lang' wird auch mein Ruhm, mein Name leben.
Was Zeit selbst schont, das grimmer Stahl vernichtet,
Denkmäler fall'n, wie die, die sie errichtet.
Selbst an der Götter Werk sich Stahl vergreift;
Ward Troja, die ehrwürd'ge, nicht geschleift?
Die Zeugen unsres Stolzes sind sein Raub,
Und Siegesbogen wirft er in den Staub.
Was Wunder, dass ein stählern Instrument
Dein Lockenhaar vom schönen Haupt getrennt?

Vierter Gesang.

Doch düstre Sorgen ihren Geist berücken,
Geheime Leidenschaften sie bedrücken.
Kein Fürstensohn, in offner Schlacht gefangen,
Kein Mädchen, deren Reize fast vergangen,
Kein Tollverliebter, der umsonst sich plagt,
'ne Jungfer nicht, der man 'nen Kuss versagt,
Tyrannen nicht, die reuelos verblassen,
Noch Cynthia, wenn der Mantel nicht will passen,
Zeigt solchen Groll, ja solche Wuth fürwahr,
Als, Schöne, du für dein geraubtes Haar.

Denn als der Sylphen Schaar zurück sich zog,
Und Ariel weinend von Belinden flog,
Stieg Umbriel, ein melanchol'scher Geist,
Lichtscheu, wie kaum ein andrer sich erweist,
Hinunter in der Erde tiefste Gründe,
Dass er des Spleens Behausung dort auffinde.
Auf russ'gen Schwingen schwirrt dahin der Gnom,
In Dunst gehüllt, naht er dem finstern Dom.
Kein sanfter West durchsäuselt dies Revier,
Nein, scharfer Ost bläst immerwährend hier.*)
Da sieht in einer Grotte fern vom Licht
Und freier Luft, mit faltigem Gesicht
Den Spleen auf seinem Sorgenpfühl man kleben,
Gram und Migräne ewig ihn umgeben.
Zwei Wesen seinen düstern Thron umstehn,
Im Range gleich, doch ungleich anzusehn,

*) Man glaubte, dass Ostwind den Spleen erzeugte.

Gleich 'ner verschrumpften Maid hier Bosheit steht,
Schlottrig' Gewand den dürren Leib umweht,
In ihrer Hand Gebete ohne Zahl,
Doch in der Brust birgt sie nur Gift und Gall'.
Dort Ziererei mit krankheitssücht'ger Miene,
Nach ihrer Wang' sie achtzehn kaum erschiene;
Jetzt lispelt sie und thut gar sehr befangen,
Bald seufzt sie auf und lässt das Köpfchen hangen,
Verschmachtend sinkt sie auf ihr Bettchen nieder,
Ein neues Kleid umgiebt die schlanken Glieder,
Das halb gemacht wohl für 'nen Krankheitsfall,
Und halb auch passt für einen höf'schen Ball.
Solch Kranksein zehrt oft an der Schönen Herzen,
Wenn jedes neue Kleid macht neue Schmerzen.
   Beständ'ger Dunst durchzieht die finstern Mauern,
In jedem Winkel sich Phantome kauern,
Wie sie ausheckt das Hirn des Eremiten,
Traumbilder auch 'ner Magd, die ausgelitten:
Hier Feinde lauernd, Schlangen, ries'ge Drachen,
Gespenster, Gräber, off'ne Löwenrachen,
Dort Silber-Seen, himmlische Gefilde,
Krystallne Dome, göttliche Gebilde.
Unzähl'gen Wirrwarr sieht umher man stehn
Von Körpern, die verwandelt hat der Spleen.
Ein Theetopf hier streckt steif als Griff heraus
Den einen Arm und schwankt dahin, o Graus.
Wie im Homer der Dreifuss, tanzt die Schüssel,
Dort die Pastete grunzt ganz ohne Rüssel;
Ein Mann stöhnt hier in Angst und schweren Nöthen,
Das Kind in seinem Leibe nicht zu tödten;
Nach Korken jammert dort ein armes Weib*),
Denn für 'ne Flasche hält sie ihren Leib.
Heil schritt der Gnom durch die phantast'sche Reihe,
Es lieh ein Milzkraut ihm die rechte Weihe.
Dann sprach zum Spleen er, als er sich verneigt:
„Heil, Launen-Majestät! vor der sich beugt
Das weibliche Geschlecht, ob jung, ob alt,
Sie anerkennen deine Allgewalt.
Du lässt sie bald hysterisch niedersinken,
Und bald phantastisch weissen Mondschein trinken;
Verschieden wirkt dein Hauch auf unsre Damen,
Die schluckt gern Pillen, jene schreibt gern Dramen;

*) Pope spielt hier auf ganz bestimmte, damals bekannte Personen an. Der Spleen war zu Pope's Zeiten noch verbreiteter in England als heutzutage.

Die Fromme lässt Gebete du nur lieben,
Die Stolze die Visite stets aufschieben.
Doch Eine lebt, die nimmer du gerührt,
Die tausend andre deinem Joch entführt.
Doch, wenn dein Gnom je einen Reiz verwischt,
Auf schönen Wangen Blütchen aufgetischt,
In Safrangelb Matronen liess erglühn,
Und kam was quer, das Roth die Wangen fliehn,
Wenn luft'ge Hörner je er aufgedrückt,
Und Unterröck' und Betten je verrückt,
Argwohn geweckt, wo Niemand Böses dachte,
'nen Kopfputz je aus seiner Lage brachte,
Wenn je durch ihn Schoosshunde krank aufheulten,
Die Thränen selbst aus schönem Aug' nicht heilten:
So lass Belinde jetzt vor Gram vergehn,
Die halbe Welt bekommt davon den Spleen."
Missmuthig schaut die Gottheit auf zu ihm,
Doch ward, um was er bat, dem Gnom verliehn.
Sie macht sich auf, dass einen Schlauch sie binde,
Dem gleich, in dem Ulysses hielt die Winde;
Drin sammelt sie die Kraft der Weiberlungen,
Affekte, Seufzer und den Krieg der Zungen.
Ein Fläschchen füllt sie dann mit leisen Schauern,
Beklemmung, Ohnmacht, kläglichem Bedauern.
Aufjauchzend nimmt der Gnom die saubern Dinge
Und kehrt zum Lichte schnell die schwarze Schwinge.
Er fand die Schöne in Thalestris Arm,
Ganz aufgelöst in Schmerz, dass Gott erbarm!
Das schöne Haar, es wallte los hernieder
Auf ihre schlanken, jetzt erstarrten Glieder.
Ob ihrem Haupte ward der Schlauch erschlossen,
Und alle Furien auf sie niederschossen.
In wildem Zorn Belinde da erbebt,
Thalestris ihn zu mehren sich bestrebt.
„Elende", ruft sie, dass es weithin dröhnt,
(„Elende", Hampton's Echo widertönt)
„Darum also dein Mühen, deine Sorgen,
Dein Kämmen, Salben, Kräuseln jeden Morgen,
Darum ward in Papier sie erst gebunden,
Um glühend Eisen zuckend dann gewunden,
Darum dein Haupt in Netzen eingeengt,
Darum mit Blei die Locken eingezwängt!
Ihr Götter nein! Soll sich der Räuber freun
Des frechen Raub's, ihn öffentlich entweihn?
Der Ruf verwehrt's, dem als gestrengen Herrn

Wir Frieden, Freude, Tugend opfern gern.
Mich däucht, ich seh' dich schon in Thränen liegen,
Hör' die Gerüchte hin und her schon fliegen,
Die man von dir sich raunt laut in die Ohren,
Und wie dein Ruf für ewig ist verloren.
Wie aber wasch' ich deinen Namen rein,
Wenn's schon als Schmach gilt, Freundin dir zu sein?
Und soll der Preis, den Räuberhänd' dir nahmen,
Erfreun Beschauer unter Glas und Rahmen?
Wie, oder gar in einen Ring gezwängt,
Die Hand noch zieren, die dich so gekränkt!
Eh'r soll in Hyde-Park Zirkus Gras erwachsen,
Und Weise sich erfreun an blöden Faxen;
Eh'r Männer, Affen, Hunde jählings sterben,
Die ganze Welt auflösen sich in Scherben."
Sie sprach's, und auf Sir Plume*) fiel jäh ihr Blick,
Er ist der Mann, er bringt das Haar zurück.
Herr Plume, ob seiner Dose stadtbekannt,
Und weil er schwingt sein Stöckchen so gewandt,
Mit ernstem Blick, gedankenlosen Zügen,
Nahm erst 'ne Prise, um sich zu vergnügen,
Und poltert los: „My Lord, zum Teufel auch!
Verwünschtes Haar, bei Gott! das ist nicht Brauch.
Die Pest hol' euch! Der Spass war doch zu lose.
Gebt ihr das Haar!" und auf klappt' er die Dose.
„Es schmerzt mich sehr", sprach da der Lord geschwind,
„Dass, wer so schön spricht, redet in den Wind.
Doch bei der heil'gen Locke, hört', ich schwör',
Die nie dem schönen Haar vermählt sich mehr,
Die nimmer wird um ros'ge Wangen wallen,
Seit sie der Scheere ist zum Raub gefallen,
Sie soll, so lang' ich koste Lebens Wonnen,
Die Hand auch zieren, welche sie gewonnen."
Er sprach's und hielt (und siegesfroh er blickte)
Die Lock' empor, die alle einst entzückte.
Doch Umbriel, der Böse, kam gezogen,
Die Flasche brach er, draus die Sorgen flogen.
Belinde drauf in holdem Gram erscheint;
Das Auge schmachtet halb, und halb es weint,
Das Köpfchen hängt, als wär' das Herz gebrochen,
Erst seufzt sie drei Mal, eh' sie so gesprochen:
„Verwünscht sei dieses Tages Lust und Qual,
Der mir die schönste, liebste Locke stahl.

*) Sir George Brown ist gemeint. Er war der einzige Herr in der Gesellschaft, der die That des Lord Petre nicht als Scherz aufgefasst haben wollte.

Ach, zehn Mal glücklicher würd' ich dastehn,
Hätt' nie mein Auge Hampton's Flur gesehn.
Doch bin ich nicht die erste, die betrogen,
Weil höfischem Verkehr sie zu gewogen.
O, hätt' ich unbewundert doch geblüht
In fremdem Land, wohin kein Segel zieht,
Wo man in Goldkarossen nicht stolzirt,
Nicht Kaffee trinkt, im L'Hombre nicht verliert,
Dort könnt' ich mich entfalten ungesehn,
Wie Rosen in der Wüste, einsam schön.
Was reizte mich, mit jungen Lords zu jagen?
Viel besser war's, zu Haus Gebete sagen.
Jetzt weiss die Omen alle ich zu deuten:
Schönpflästerchen wollt drei Mal mir entgleiten,
Die Chinavase schwankte ohne Grund,
Und Poll war stumm, und närrisch gar mein Hund.
Ein Sylph auch warnte vor des Schicksals Macht
Im Schlummer heut', doch ach! ich hab's verlacht.
Schau des entweihten Haares armen Rest,
Ich will's vernichten, was der Raub mir lässt.
Ach, meines Busens Schnee es einst belebte,
Als in zwei Locken schwarz es niederschwebte.
Die Schwesterlocke einsam scheint zu klagen,
Mag der Gefährtin Schmach auch mich erjagen.
Herab sie hängt, verachtend deine Scheere;
Vollende deinen Raub, den nicht ich wehre,
Grausamer, hätt'st du andres Haar geraubt,
Das nicht so sichtbar, gern hätt' ich's erlaubt."

Fünfter Gesang.

Die Holde sprach's; feucht ward da manche Wange,
Doch der Baron blieb kalt bei dem Gesange.
Thalestris sucht den Lord drauf zu bezwingen,
Durch Schelten ihm die Locke abzuringen.
Doch was umsonst Belinde schon gesucht,
Lass' eine andre besser unversucht.
Ja, der Trojaner blieb nicht halb so kalt,
Als Anna bat und Dido wüthend schalt.
Da hob Clarissa ihren Fächer zierlich,
Und alles schwieg, als sie nun sprach manierlich:
„Sagt doch, warum wird Schönheit so verehrt,
Von Gecken und von Weisen gleich begehrt,
Geschmückt mit allem, was die Welt bescheert,

Engel genannt und engelgleich geehrt?
Warum um unsre Kutschen steht gereiht
Das Stutzerheer, zu jedem Dienst bereit?
Warum sieht man sie auf den Logenbänken
Sich nach den Schönen fast den Hals verrenken?
Wie eitel doch all unser Ruhm erscheint,
Wenn edler Sinn mit Schönheit sich nicht eint.
Ach, sagten Männer stets, wo wir erscheinen:
Seht, wie sich Tugend dort und Schönheit einen.
Ja, schwänden Pockennarben vor dem Tanz,
Das Alter gar durch äussern Putz und Glanz,
Wer würd' des Hausstands Müh'n sich unterziehn,
Wer nützliche Beschäftigung nicht fliehn?
'ne Heil'ge möchte dann sich putzen, winken
Verstohl'nen Blickes, ja sogar sich schminken.
Doch da selbst Schönheit auch einmal muss weichen,
Und alles Haar, ob kraus, ob nicht, muss bleichen,
Geschminkte, Ungeschminkte gleich verblühn,
Als Jungfer sterben die, so Männer fliehn,
Was bleibt uns dann, als unsre Macht benützen?
Was ficht uns an, wenn wir Humor besitzen?
Humor kann, Theure, glaube mir, erringen,
Was Seufzer, Schelten, Krämpfe nicht erzwingen.
Die Schönheit kann ihr Ziel wohl mal verfehlen,
Reiz rührt die Sinne, doch Verdienst die Seelen."
So sprach die Dame; doch nicht lohnt Applaus.
Belinde grollt, Thalestris schilt sie aus.
„Bringt Waffen", ruft die Amazone dann,
Und wie ein Blitz erscheint sie auf dem Plan.
Man nimmt Partei, denn schon beginnt die Schlacht.
Horch! Seide rauscht, und Fischbein laut erkracht.
Schlachtruf erschallt aus Manns- und Weiberkehlen;
In Bass und in Diskant hört man es gellen.
Gemeine Waffen werden hier verschmäht,
Gleich Göttern kämpfen sie, wie's eben geht.
So, wenn Homer die Götter wild lässt streiten,
Ganz wie die Menschen, nur um Kleinigkeiten,
Kämpft Mars mit Pallas, Hermes mit Latonen,
Als wär's ein Kampf um Scepter und um Kronen;
Es donnert Zeus, dass der Olymp erbebt,
Und über'm Meer Neptun im Sturmwind schwebt,
Die Erde schwankt, dass Thürme jäh sich neigen,
Aus offnen Gräbern bleiche Geister steigen.
Auf einen Leuchter Umbriel sich setzt,
Den Kampf zu schaun, der höchlichst ihn ergötzt.

Haarnadeln dienen Sylphen jetzt zum Sitze,
Auch sie entflammte schon des Kampfes Hitze.
Als jetzt den Feind Thalestris übersieht,
Und Tod aus ihren schönen Augen sprüht,
Fällt einen Schöngeist sie und einen Gaffer,
Der stirbt in Versen, der in 'ner Metapher:
„Grausame, ach! ich fühl' lebend'gen Tod“
Schreit Wackerwitz, und aus war seine Noth.
„Warum so tödtlich doch dein Auge“ singt
Herr Fopling noch, und dann vom Stuhl er sinkt.
So auf Mäander's Flut, zum Schilf gewendet,
Der kranke Schwan schön im Gesang verendet.
Als kühn Herr Plume Clarissa bracht in Noth,
Da gab ihm Chloe durch ihr Dräun den Tod,
Doch als sie lächelt, dass er hingestreckt,
Da hat dies Lächeln wieder ihn erweckt.
Doch jetzt fasst Zeus das goldne Schalenpaar,
Wiegt gegen Männerwitz das Weiberhaar;
Lang' schwankt die Wage, dann mit einem Mal
Schnellt auf der Witz, die Locke sinkt zu Thal.
Belinde kühn jetzt auf den Lord anspringt,
Aus ihrem Aug' vernichtend Feuer dringt;
Doch er, nicht feig, möcht gröss'ren Ruhm erwerben,
Wünscht nichts so sehnlichst, als auf ihr zu sterben.
Den mächt'gen Lord mit männlich stolzen Zügen,
Zwei zarte Finger sollten ihn besiegen;
Denn grad dorthin, wo er die Luft einsog,
Aus ihrer Hand 'ne Prise Taback flog;
Die Gnomen sorgten, dass kein Körnlein fehlte.
Er sog es ein, und bald darauf es gellte
Von seinem Niesen laut durch Hampton's Hallen,
Das Auge thränte, jetzo muss er fallen.
„So stirb durch mich!“ so hört man sie frohlocken,
Und eine Nadel zieht sie aus den Locken.
(Dieselbe hatte schon in grauen Tagen
Ein Ahn als Kette um den Hals getragen,
Drauf, umgegossen zu 'ner blanken Schnalle,
Trug dessen Wittwe bald sie auf dem Balle;
Dann ward ein Pfeifchen draus, auf dem gepfiffen
Die Grossmama als Kind, dann, umgeschliffen
Zur Nadel, trug's die Mutter manches Jahr,
Und so kam's endlich in Belindens Haar.)
„Noch juble nicht!“ ruft er, den nichts kann schrecken,
Ein andrer wird dich dennoch niederstrecken.
Glaub' nicht, ich fürchte, durch dich zu verblassen,

Ich fürchte eins nur, dich zurückzulassen.
Doch willst du meine Qualen noch vermehren,
Lass langsam mich Cupido's Flamm' verzehren!"
„Die Locke her!" ruft sie, dass laut es dröhnt.
„Die Locke her!" das Echo wiedertönt.
Nicht wilder hörte man Othello schrein
Nach jenem Tuch, der Ursach seiner Pein.
Doch sieh, wie Ehrgeiz häufig wird betrogen,
Und Fürsten kämpfen, bis der Preis entflogen,
Das Haar, mit Schuld dem schönen Haupt entwunden,
Ward lang gesucht, doch nirgendswo gefunden.
An solchem Preis kein Sterblicher sich weidet,
Der Himmel sprach's, drum allen Kampf jetzt meidet.

Zum Mond geflogen, wähnten es die Thoren,
Da dort verwahrt wird, was sich hier verloren.
Dort Heldenstolz in mächt'gen Truhen brütet,
Und Stutzerwitz in Dosen liegt vernietet,
Almosen, die der Tod erst abgerungen,
Meineide auch und böse Weiberzungen.
Des Hofmanns Wort, Gebete vor dem Sterben,
Der Buhl'rin Lächeln, Thränen auch von Erben,
Verliebte Herzen, noch ganz eng umwunden
Von seidnen Bändern werden dort gefunden.
Der Muse glaubt! Sie sah die Locke steigen,
Nur Dichteraugen kann sich so was zeigen,
(Auch Proklus nur erschaute ganz allein,
Als Roms Erbauer zog zum Himmel ein.)
Als schöner Stern durch flücht'ge Aetherwogen;
Ein lichter Haarschweif kam ihr nachgezogen.
Nicht halb so glänzten Berenizens Locken,
Den Himmel sprenkelnd mit milchweisen Flocken.
Die Sylphen sahn sie mit Entzücken fliegen,
Und folgten stolz ihr nach in lichten Zügen.
Die schöne Welt wird sie vom Park geniessen,
Und ihren Strahl laut mit Musik begrüssen.
Verliebte halten sie für Venus gar,
Und bringen willig ihr Gelübde dar.
Auch Patridge*) sie am Himmel bald entdeckt,
Wenn Galilei's Augen er vorsteckt.
Draus prophezeit dann der erhabne Wicht,
Dass Louis stürzt, und Rom zusammenbricht.

---

*) Ein Londoner Sterndeuter, und als solcher damals schon eine komische Figur. In seinen Kalendern versäumte er es niemals, den Untergang Frankreichs und des Papstes als nahe bevorstehend zu verkünden.

Drum klage, Schöne, nicht mehr um dein Haar,
Es strahlt jetzt hell in lichter Sternenschaar.
Nicht allen Locken, die man schön sieht wallen,
Wird solch beneidet Schicksal je zufallen.
Denn wenn, nachdem dein Auge Tod entsendet
Millionenfach, dein Lebenspiel sich endet,
Und diese schönen Sonnen untergehn,
Und jene Locken all in Staub verwehn,
Wird diese Locke noch die Muse weih'n,
Belindens Namen in die Sterne reih'n.

Heloise an Abelard.

Epistel.

Den höchsten dichterischen Aufschwung nimmt Pope in seinem Gedichte Heloise an Abelard; er bekundet darin eine Gluth der Leidenschaft, welcher man ihn kaum für fähig halten sollte. Wenn man da von kalter Verstandsdichtung reden will, so sind wir neugierig, wie man dazu den Beweis führen will.*)

Wir wiederholen hier, was wir in einer früheren Arbeit**) über dieses Gedicht gesagt haben. Wie Shakespeare in seinem Gedicht *Venus und Adonis* das überströmende Feuer sinnlich entbrannter Liebe unvergleichlich, freilich bis hart an die Grenze des Erlaubten streifend, geschildert, wie er alle Töne einer vergeblich nach Erhörung ringenden Liebe erschöpft hat, so hat Pope in diesem Gedicht bei der Schilderung einer edleren Leidenschaft, der die Sinnlichkeit nur als naturgemässe Beigabe anhaftet, alle Höhen und Tiefen des menschlichen Herzens

*) Man könnte uns hier freilich auf das Gähnen hinweisen, von welchem Mr. Taine beim Lesen des Gedichts befallen worden ist, denn dieser in seiner Darstellung ewig nach Effekt lauernde französische Literator sagt wörtlich: „Je la relis et m'ennuie, cela est inconvenant, mais en dépit de moi-même je bâille etc." und an einer andern Stelle: „Entre ses mains (Pope's) elle (Héloise) devient académicienne et sa lettre un repertoire d'effets littéraires — Tirades et lieux communs — un air de bravoure, Abélard en l'écoutant a crié bravo". Wir können hierauf wahrlich wohl nichts besseres antworten als unsererseits auch auszurufen: Bravo, Mr. Taine!

**) Herrig's Archiv XLV.

durchforscht und an's Licht gekehrt. Es ist, vom Standpunkt der darin handelnden Person aufgefasst, ein Kampf der ringenden Seele zwischen Himmel und Hölle, ein Kampf der Pflichten gegen Gott und einer sündhaft irdischen Leidenschaft, von einem geläuterten freien Standpunkt aus, ein Kampf der unverfälschten menschlichen Natur gegen Konvenienz und Vorurtheil, ein Kampf der freien Selbstbestimmung gegen unwürdige Fesseln, ein Kampf der Stimme der Natur gegen einen Wahnbegriff. Der Dichter steht selbstverständlich in seinem Bewusstsein auf letzterem Standpunkt.

Wie hinreissend hat er aber das Wiedererwachen der scheintodt gewesenen Leidenschaft geschildert! Im ersten Aufwallen reissen alle künstlich aufgeworfenen Wälle wie nichtige Spreu auseinander, der durch Fasten, Beten, Kasteiungen erträumte Kirchhofsfrieden erweist sich als nichtig, als haltlos; Heloise erwacht wie aus einem langen, schweren Traume. Die Stimme der Natur hat gesprochen, in den Augen der Nonne freilich die der irdischen, d. h. sündhaften Natur. Daher erneuter, vergeblicher Seelenkampf.

Wir halten dies Gedicht, wenn wir von den letzten acht Zeilen absehen, worin die Eitelkeit den Dichter zu einer Albernheit verleitet, für das beste, das die englische Literatur aller Zeiten in der lyrisch-epischen Liebesdichtung aufzuweisen hat und zugleich für den besten Beweis, dass Pope das Zeug zu einem ächten Dichter besass, der gewiss viel Bedeutenderes geleistet hätte, wenn er in einer der Poesie günstigeren Zeit gelebt hätte.

Wenn das Gedicht auch in erster Reihe seinen inneren Vorzügen seinen Erfolg verdankt, so ist derselbe doch unzweifelhaft durch das Interesse erhöht worden, welches man von jeher den beiden darin besungenen Personen als auch deren grausamem Schicksal entgegengebracht hat.

Ist doch Abelard der einzige Gelehrte unter den Scholastikern, für den als solchen wir Modernen uns einigermassen interessiren können. Schon seine Vermittelungsversuche zwischen den beiden Hauptrichtungen der Scholastik zeugen von seiner für die damalige Zeit bemerkenswerthen Vorurtheilslosigkeit.

Eine Anzahl seiner Lehrsätze wurde auf dem Konzil zu Sens 1140, besonders auf Betreiben des heiligen Bernhard, als ketzerisch verdammt. Er war der grösste Gelehrte, der klarste Kopf seiner Zeit, angesehene Prälaten, darunter römische Kardinäle zählte er zu seinen Zuhörern. Dabei war er dichterisch begabt, seine Schönheit wird vielfach gerühmt.

Heloise war, wenn auch vielleicht nicht an körperlichen, so doch nach dem Zeugniss vieler Zeitgenossen an geistigen Vorzügen ihm ebenbürtig. Ihr grausames, hartes und so seltsames Geschick ist allbekannt.

Pope hat die Situation, die er schildert, nicht erfunden, sie war ihm geschichtlich gegeben. Wie aber Shakespeare den überall her entlehnten Stoffen den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat, so hat auch Pope den ihm nur äusserst dürftig dargebotenen Stoff mit seinem Geist erfüllt und umgewandelt.

Schon waren Jahre seit der Katastrophe, die die beiden Liebenden getrennt, dahingegangen, als es Abelard einfällt, durch die Erzählung seines grossen Unglücks einen unglücklichen Freund über das seinige zu trösten. Dieser Brief gelangt, ob durch Zufall oder Absicht, in die Hände der Heloise und wird, indem er die alte Leidenschaft in ihr wieder auflodern lässt, die Veranlassung zu dem so berühmt gewordenen Briefwechsel zwischen beiden.

Pope hat diese Briefe im Original, (sie sind lateinisch geschrieben), nicht gekannt; überdies wird ihre Aechtheit aus inneren Gründen, nämlich ihrer cynischen Natürlichkeit wegen, von Vielen angezweifelt. Er hat sehr wahrscheinlich eine englische Uebersetzung benutzt, die wiederum nach einer französischen gearbeitet war.

Das Gedicht fand im Auslande, in Frankreich wie in Deutschland, viele Verehrer und Uebersetzer. Auch Bürger hat es mit gewohntem Schwung in's Deutsche übertragen. Doch hat er mit der Pope'schen Form auch zu sehr dessen Geist verwischt. Es ist mehr eine Paraphrase des ursprünglichen Gedichts als eine treue Uebersetzung. Wir geben später einige Proben zum Vergleich.

Heloise an Abelard.

Woher, woher an diesem heil'gen Orte,
Wo dumpfe Schwermuth finster grübelnd weilt,
Wo nur zum Himmel sich Gedanken, Worte
Aufschwingen, wo die tiefste Wunde heilt,
Woher der Sturm in der Vestalin Brust,
Hier, wo erstarrt der Schmerz, wo stirbt die Lust?
Wie, oder schweifen, trotzend allen Schranken,
Hinaus von dannen, weithin die Gedanken?
Wie, noch entbrennt mein Herz, noch wallt mein Blut?
Hilf Gott, ich liebe noch mit alter Gluth!
Dein Name hat mich meinem Wahn entrissen,
Ich seh' ihn hier und muss ihn bebend küssen.

O, nenn ihn nicht, sprich ihn nicht aus, o Mund,
Den unheilvollen, ach, so theuern Laut!
Dem stillen Herzen bleib' er anvertraut,
Dort sei gebannt er auf den tiefsten Grund,
Wo sich sein Bild mit Gottes Bild vereint.
Schreib' ihn nicht nieder, Hand! Doch schon erscheint
Geschrieben „Abelard". O, strömet nieder,
Ihr Thränen, und verwischt die Züge wieder!
Doch Heloise weint umsonst und sorgt,
Das Herz gebietet, und die Hand gehorcht.

Ihr kalten Mauern, die ihr oft vernommen
Der Seele Weinen, Seufzer, tief beklommen,
Ihr Felsenstufen, unterm Druck geschwunden
Wankender Knie, die sich hinaufgewunden,
Ihr dumpfen Zellen, wo bei Zwielichtscheine
Die Dornenruthe schwankt, ihr heil'gen Schreine,
Vor denen bleiche Jungfraun wachen, härmen,
Ihr Heil'gen, deren Bilder weinen lernen,
Zwar ward ich kalt und stumm wie ihr, allein
Noch ward ich nicht entmenschlicht ganz zu Stein;
Noch nicht gehör' ich ganz dem Himmel an;
Ein Theil ist ihm, ihm dem geliebten Mann.
Noch hält in Aufruhr die Natur mit Macht
Das halbe Herz; kein Beten, Fasten macht,
Auch Thränen nicht, und wärn's Millionen Tropfen,
Den eigensinn'gen Pulsschlag leiser klopfen.

Kaum als dein Schreiben bebend ich erbrach,
Da rief dein Name all mein Leiden wach.

O, Name, ewig traurig, ewig theuer,
Gehaucht in Seufzern, bald mit Liebesfeuer!
Ich zitt're stets, wo meinen ich erblick',
Ein grosses Unglück ist nicht weit zurück.
Thränenden Aug's ich deinen Brief durcheile,
Ach, neues Weh' weckt jede neue Zeile!
Noch liebeswarm, da welkt' die Jugend mir
In eines Klosters einsamem Revier;
Hier dämpfte strenge Büssung meine Triebe,
Hier starb die beste Leidenschaft — die Liebe.

Und dennoch schreib', ja schreibe alles mir!
Damit ich weinen, seufzen kann mit dir.
Die Macht entreissen uns selbst Feinde nie,
Und Abelard wär' weniger mild als sie?
Noch hab' ich Thränen und brauch' nicht zu sparen,
Wie viel ich betend auch vergoss seit Jahren.
Von allen Wünschen hab' ich noch den einen,
Den letzten Wunsch, zu lesen und zu weinen.
Drum theil' dein Wehe! Diesen Trost lass mir.
Ja, mehr als theile, gieb es ganz von dir.
Der Himmel hat das Schreiben uns gelehrt
Zunächst wohl, weil er milde hat erhört
Das heisse Flehen einer armen Maid,
Deren Geliebten man verbannt hat weit.
Sie leben, reden, athmen doch zusammen;
Die Seelen mischen sich, der Herzen Flammen,
Sie tauschen Freud' und Schmerz, und Weh' und Wohl,
Ein Seufzer klingt vom Indus bis zum Pol.

Du weisst, wie keusch, wie rein ich dir genaht,
Da Lieb', verhüllt in Freundschaft, vor mich trat.
Zum Engel schuf dich meine Phantasie,
Ein Ausfluss schienst du ew'ger Poesie;
Dein Auge, ach! so mild und ernst zumal,
Schien süss verlockend wie des Himmels Strahl.
Arglos schaut ich hinein und ward berauscht,
Hat doch der Himmel, wenn du sang'st, gelauscht.
Von deinen Lippen hehr verkündet, schien
Mir ew'ge Wahrheit edler als vorhin.
Wer kann den Eingang zu dem Herzen wehren,
Wenn solchem Mund entströmen weise Lehren?
Zu bald er lehrte, dass der Geist sei frei,
Und dass die Liebe keine Sünde sei.
Und gern im Geist den Pfad zurück ich rann:
Nicht bleib' er Engel, den ich lieb' als Mann;

Nicht locken mich die unbekannten Freuden
Der Sel'gen. Nein, ich mag sie nicht beneiden
Um ihren Lohn, einst auch bestimmt für mich,
Nicht um den Himmel, den ich liess für dich!

Wie oft zur Eh' gedrängt, hab' ich gedacht:
Fluch dem Gesetz, das Liebe nicht gemacht!
Frei ist sie wie die Luft, will man sie zwingen
Durch Fesseln gar, flieht sie auf leichten Schwingen.
Mag hohe Ehre, Reichthum aller Arten
Und guter Ruf der Angetrauten warten,
Vor ächter Leidenschaft weicht solch Getriebe.
Ruf, Reichthum, Ehr', was seid ihr gegen Liebe!
Ja, reicht' ein Kaiser seine Hand mir dar,
Nicht träte ich mit ihm vor den Altar.
Was kümmert's mich, wie Andre Liebe übten,
Ich will nur sein Geliebte dem Geliebten.
Kann noch ein Name freier, schöner sein
Als der Geliebte, o, so sei er mein!
O hehres Glück! wenn sich zwei Seelen finden,
Die frei vereint in Liebe sich verbinden;
Wenn Lieb ist Freiheit, kein Gesetz sie hindert,
Dann bleibt kein Schmerz im Busen ungelindert,
Kein Wunsch ist mehr zurück, die Welt vergessen,
Beglückt sind beid', besitzend und besessen.
Es haben die Gedanken sich gefunden,
Eh' noch das Wort den Lippen sich entwunden;
Jedweder Wunsch erwacht zu gleicher Zeit
In beider Herzen. Das ist Seligkeit,
Ist Wonne, Freude, wahrer Herzensfrieden.
O Götterloos, einst dir und mir beschieden!

Ha, welcher Wechsel, welch ein Schauer packt
Mich plötzlich an! Gott! mein Geliebter nackt,
Gebunden, blutend liegt vor mir am Boden —
Wo war ich, wo? Ich hätte Halt geboten
Mit Wort und That dem grausen Schurkenstück.
Barbaren, steht! Den Streich haltet zurück!
Hat er gefehlt, halb ist die Sünde mein,
Drum lasst gemeinsam auch die Strafe sein.
Ich kann nicht weiter — Scham, mit Zorn vermengt,
Hat in die Brust das Wort zurückgedrängt;
Doch was die Lippen nicht zu künden wagen,
Mag mein Erröthen, mögen Thränen sagen.

Denkst du des Tages wohl, o lass mich fragen!
Als wir als Opfer vor dem Altar lagen,
Der Thränen, die da flossen, denkst du wohl?
Als lebenswarm ich bot der Welt: Leb wohl!
Als meine Lippen kalt den Schleier küssten,
Da bebten Heil'ge selbst auf den Gerüsten,
Die Lampen schwankten, ja, kaum wollte trau'n
Der Himmel selbst dem Sieg, der da zu schau'n.
Verwundert hört er mein Gelübde an,
Und als ich hinschwankt' zu dem Altar dann,
Sah ich das Kreuz nicht, meine Blicke hingen
An dir allein, der Seele betend Ringen
Galt nicht der Gnad', nein, deiner Lieb' allein!
Denn hätt' ich die nicht, nennt' ich nichts mehr mein.
Drum komm, o komm! mit deinem Blick und Wort
Zu scheuchen alle meine Schmerzen fort,
Die wenigstens liess dir dein hart Geschick.
Drum komm', o komm! mit diesen mich beglück'!
An deiner Brust lass deinem Wort mich lauschen,
Am süssen Gift der Augen mich berauschen,
An's Herz gepresst, lass lange, lang' mich säumen,
Gieb, was du kannst — das Andre lass mich träumen.
Doch nein! Ach lehr' mich andre Freuden schätzen,
An andrer Schönheit meinen Blick ergetzen,
Des Ew'gen Allmacht, Weisheit, sein Gebot,
Lehr' mich vergessen Abelard für Gott.

Und sprich! verdient nicht Sorge deine Heerde,
Die du erweckt, verpflanzt in diese Erde,
Der falschen Welt entführt in Jugendzeit,
Weitweg in diese tiefe Einsamkeit?
Wo sich der Wald auf deinen Wink gelichtet,
Und heil'ge Mauern schützend aufgerichtet,
Die Wüstenei ringsum gar bald verschwand,
Ein Paradies so durch dein Müh'n entstand,
Das nicht erstrahlt in eitlem Prunk und Schein;
Denn von erschlich'nem Erbgut ist es rein.
Kein Silberschatz, vom Wucherer geschenkt,
Hat je des Himmels Zorn von ihm gelenkt.
Nein, prunklos ist's, wie Frömmigkeit erbaut,
Und nur des Ew'gen Lob verkündet's laut.

Durch diese Mauern, einsam zwar, doch traut,
Durch diesen Dom, von Thürmen überbaut,
Wo, Ehrfurcht weckend, des Gewölkes Nacht
Die sünd'ge Seele tief erschauern macht,

Und wo der Sonne hellstes Mittagslicht
Durch buntes Glas geheimnissvoll sich bricht,
Warf einen Strahl des Trostes einst dein Blick,
Und alles athmete vollkommnes Glück.
Doch jetzt trägt kein Gesicht des Glückes Spur;
Nein, Traurigkeit und Thränen sieht man nur.
So lass dich rühren durch der Andern Flehn.
(O frommer Trug, den Lieb' mich heisst begehn!)
Doch nein, unnütz mir fremde Bitt' erscheint;
Komm du, mein Vater, Bruder, Gatte, Freund,
Lass deine Schwester, Magd, und was noch blieb
An theuern Namen, rühren deine Lieb'!
Auf steilem Abhang dort die dunklen Föhren,
(Nicht mag ihr Lied ich mehr im Winde hören)
Der Strom sich schlängelnd dort um grüne Hügel,
Des blauen Landsees leichtbewegter Spiegel,
Der schatt'ge Wald, wie er im Sturm erdröhnt,
Die Grotten, wo das Echo neckisch höhnt,
Dies alles sagt nicht meinem Sinn mehr zu,
Noch bringt's die träumerische Magd zu Ruh.
Denn über diese Waldeseinsamkeit,
Und Berg und Thal, mit Gräbern eingestreut,
Hat dumpfe Schwermuth finster sich erstreckt
Und Grabesstill' und Ruhe, die erschreckt.
Vor ihrem düstern Anblick jäh erstarben
Der Wälder und der Blumen bunte Farben;
Eintönig an den Fels die Wellen schlagen,
Und schaurig durch den Wald die Winde klagen.
Doch bin gebannt ich hier für alle Zeit;
Nur Lieb' zu solchem Opfer ist bereit.
Der Tod allein kann mein Erlöser werden;
Dann soll mein Staub, bestattet hier zur Erden,
Noch jede Schwäche, Liebe selbst verneinen,
Bis ihm's erlaubt, zu mischen sich mit deinem.
Elende, weh! du nennst dich Himmelsbraut
Umsonst, dein pochend Herz verkündet laut,
Dass noch in Liebe lodern deine Sinne,
Dass du noch Sklavin bist der ird'schen Minne.
Hilf, Himmel, mir! Doch woher das Gebet?
Ist's Andacht, ist's Verzweiflung, die so fleht?
Selbst hier, wo eis'ge Keuschheit einsam ruht,
Hat Lieb' 'nen Altar für verbotne Gluth.
Ich sollte sühnen, doch, mein eigner Hehler,
Bedau'r ich den Geliebten, nicht den Fehler.
Ich seh' die Sünd', doch glüh', wenn ich sie sehe,

Hass' alte Freud', doch neue ich erflehe.
Wenn jetzt zum Himmel wendet sich mein Blick,
Bewein' ich meiner Sünden früh'res Glück;
Wenn des Geliebten Züge sich entrollen,
Dann wied'rum möcht' ich meiner Unschuld grollen.
Von allem Leid, das Liebe je ertragen,
Das schwerste ist: vergessen und entsagen.
Wie werd' ich rein, wenn mir die Sinn' belassen?
Ich lieb' den Sünder, wie die Sünde hassen?
Wie trennen sie vom theuern Gegenstand?
Wo zwischen Lieb' und Reu' die Scheidewand?
Vergeb'ne Müh', 'ner Leidenschaft entsagen,
Für Herzen, so wie mein's durchbohrt, zerschlagen.
Eh' solche Seele sich in Ruh kann fassen,
Wie oft muss lieben sie, wie oft auch hassen,
Wie oft verzweifeln, hoffen unvermessen,
Bereu'n zerknirscht? — doch nimmermehr vergessen.
Doch mag der Himmel ganz sie sein jetzt nennen;
Zum letzten Mal heut alle Feuer brennen;
Durch Einsicht nicht, durch Reue nicht gerührt,
Nein, in Entzückung kühnen Schwungs entführt.
D'rum komm', lehr' mich, mein Leben einzurichten,
Auf mich, auf meine Lieb', auf dich verzichten!
Füll' an mein Herz mit Gottes Lieb' allein!
Nur er ist werth, Nachfolger dir zu sein.
Wie glücklich doch der frommen Nonne Loos:
Die Welt vergessend, lebet Gott sie bloss!
Ein ew'ger Sonnenschein ihr rein Gemüth;
Treu ihr Gebet, beruhigt ihr Geblüt.
Arbeit und Musse theilen ihren Tag,
Und süsser Schlummer folgt gehorsam nach.
Kein Wunsch sie quält, Affekte sie nicht drücken,
Und ihre Thränen selbst sie noch entzücken.
Von heitrer Stirne Gottes Gnade strahlt;
Ein Engel flüsternd süssen Traum ihr malt:
Die Rosen Edens glaubt sie zu erblicken;
Des Himmels Wohlgerüche sie erquicken.
Sie sieht den Bräut'gam, der hinauf ihr winkt,
Ein Jungfrauenchor den Brautgesang ihr singt.
So schläft sie ein, löst auf sich ohne Leid,
Stirbt in Entzückung ew'ger Seligkeit.
Ganz andre Träume mich im Schlaf berücken,
Unheil'ge Freuden, sündhaftes Entzücken.
Wenn traurig sich der Tag zu Ende neigt,
Und Phantasie im Schlaf verjüngt mir zeigt,

Was schnöde Unthat, Theurer, dir entrissen,
Dann fliegt, da ja unthätig das Gewissen,
Die Seele mein, von allen Banden frei,
Zu dir, zu dir und kennet keine Scheu.
Verwünschter, süsser Schrecken solcher Nacht,
Wo noch die Schuld die scharfe Lust entfacht,
Und Teufel selbst forträumen Hindernisse,
Dass jede Liebesquelle in mir fliesse.
Ich hör' dich, seh' dich, meine Arme drücken
Fest an mein Herz dich, loderndes Entzücken *).
Ich wache auf, ich lausch', ich fasse zu —
Ach, das Phantom ist g'rad' so kalt wie du!
Ich rufe laut; es hört nicht, was man ruft,
Mein heisser Arm umschlinget kalte Luft.
Schnell schliess' ich willig meine Augenlider.
O süsses Bild, o Träume kehret wieder!
Doch weh'! nicht mehr — Mich dünkt, wir zögen beid'
Durch Wüsten hin, beweinend unser Leid,
Wo um Ruinen kriechen Epheuranken,
Und Felsen über graus'ge Tiefen schwanken.
Da schwebst empor du, winkest mir noch mild,
Doch eine Wolke raubt mir jäh dein Bild,
Der See rollt laut, ein Sturmwind sich erhebt,
Und rings das Felsenlabyrinth erbebt.
Ich fahr zusammen, weiss mich kaum zu fassen,
Erwach' zu all dem Leid, das kaum verlassen.

Streng und doch mild lässt dich dein hart Geschick
Unschwer entsagen Liebes Leid und Glück.
'Ne Grabesruhe deine Brust durchzieht,
Kein Puls mehr klopft, kein Blut mehr lodernd glüht,
Still, wie die See, eh' sie ein Wind bewegt,
Eh' sie in ihrem Schooss 'nen Strom gehegt;
Sanft, wie der Schlaf 'nes Heil'gen, dem verziehn,
Mild, wie des Himmels Hoffnungsstrahlen glühn.

Komm, Abelard, denn was hast du zu scheun?
Kann Todten wohl sich Liebesgluth erneun?

*) Hier übersetzt Bürger wohl etwas zu realistisch:
Ha, dann blick' und lechz' ich mit Entzücken
Jede Blume deiner Schönheit an,
Und umkette rund bis in den Rücken
Mit den Armen den erträumten Mann.
Im Original heisst es:
J hear thee, view thee, gaze o'er all thy charms
And round thy phantom glue my clasping arms.

Natur versagt's, Rel'gion verbietet's noch —
Bist du auch kalt — Heloise liebt dich doch.
Ach, hoffnungslos muss meine Flamme glühn;
Nicht zündet sie, noch weckt sie Sympathien.
Dieselben Scenen nimmer von mir weichen,
Was ich auch thu', ich kann sie nicht verscheuchen.
Die liebgewordenen Ideen, sie,
Wohin ich flieh', verlassen mich doch nie;
Nicht vor dem Altar, nicht im Licht der Sonne,
Der Seele Flecken, doch der Augen Wonne.
Schon in der Frühmess seufze ich nach dir,
Dein Bild steht immer zwischen Gott und mir.
Tönt ein Choral, ich deine Stimme höre;
Statt Rosenkranz lass rollen ich 'ne Zähre.
Wenn Wolken würz'gen Weihrauchs mich umschweben,
Und Orgeltöne meine Seel' erheben,
An dich nur ein Gedanke lässt vergehn
Altar und Priester, und was sonst zu sehn;
Es schwimmt die Seel' in einem Meer von Flammen,
Und Altar, Engel, alles stürzt zusammen.
Ja, während ich mich gräme hier im Stillen,
Und Reuethränen meinem Aug' entquillen,
Und ich zerknirscht im Staub mich betend winde,
Und Gott sich gnädig neigt zu seinem Kinde,
Komm, wenn du's wagst, verlockend wie du bist,
Entreiss' das Herz ihm, das schon Gottes ist.
'nen süssen Blick von dir nur lass mich finden,
Und Gott und Himmel, alles muss verschwinden.
Was sind dann Sorgen, Thränen ohne Zahl,
Zerknirschung, Reue, Gnade, Höllenqual?
Ja, sollt' der Himmel einst sich mein erbarmen,
Sei Teufel du, entreiss mich seinen Armen!
Nein, flieh mich! flieh! du darfst nicht nah mir säumen.
Wirf Alpen zwischen uns, lass Meere schäumen!
Ach, komm' nicht, schreib nicht, denk' nicht mehr an mich,
Theil' keinen Schmerz mehr, den ich fühl' für dich,
Frei deines Eid's, lass todt Gedächtniss sein,
Verzicht, vergiss, hass alles, was einst mein!
Ihr holden Augenstern' (die noch ich seh'),
Ideen, geliebt, verehrt, ach all Ade!
O lautre Gnad', o Tugend, himmlisch rein,
Göttlich Vergessen nied'rer Sorg und Pein,
Du Himmelstochter, Hoffnung, ewig blühend,
Du Glaube, uns vom Irdischen abziehend,
O trete jedes ein als lieber Gast

Und führet ein mein Herz zur ew'gen Rast.
Sich ausgestreckt mich hierauf kaltem Stein,
Nah' manchem Grab, bei düstrer Lampe Schein,
Will mich's bedünken, dass im Windesrauschen
Verwandte Geister Worte mit mir tauschen;
Und während still verlöschen will das Licht,
Aus jenem Schrein es da auf einmal spricht:
„Komm', Schwester, komm'! (dumpf klang das Geisterwort)
Dein Platz ist hier! Komm', Schwester, komm mit fort.
Einst so wie du hab' ich geweint, geklagt,
Der Liebe Opfer, jetzt 'ne heil'ge Magd.
Hier nur ist Ruh', hier sterben alle Triebe
Hier seufzt nicht Kummer mehr, hier weint nicht Liebe.
Selbst Aberglauben weckt nicht Furcht noch Scheu;
Denn Menschen nicht — Gott spricht hier sündenfrei."

Ich komm', ich komm'! Bereite mir die Hallen,
Lass Blumen duften, Himmelspalmen wallen.
Dort geh' ich hin, wo Sünder Ruh erjagen,
Leidlos in Seraphs Brust die Herzen schlagen.
Du, Abelard, den letzten Dienst mir reiche,
Den Pfad mir eb'ne zu dem Himmelreiche.
Sieh, wie mein Aug' umgiebt schon Todesnacht,
Die Lippe bebt, ja bald ist es vollbracht.
O, sauge meinen letzten Athemzug!
Fang meine Seele auf, bereit zum Flug!
Doch nein, steh fern! in düsterm Mönchsgewand,
Die heilge Kerze zitternd in der Hand.
Das Kreuz erhebe, wenn ich schau' nach dir,
Lehr' mich zu sterben, lerne du's von mir.
Dann magst du mich, die du geliebt, ansehn,
Mich anzuschaun ist dann ja kein Vergehn.
Sieh' von der Wang' die Rosen alle fliehn,
Im starren Blick den letzten Strahl erglühn,
Bis stockt der Puls und Nacht mich ganz umgiebt,
Und selbst nicht Abelard mehr wird geliebt.
Ach! überzeugend kann der Tod nur lehren:
Wir lieben Staub, wenn Menschen wir verehren.
Und wenn dereinst des Todes Allgewalt
Sich wagt an deine herrliche Gestalt,
(Die Ursach' meiner Schuld, all meiner Freuden)
In himmlischer Verzückung magst du scheiden,
Purpurne Wolken mögen niederschweben,
Und Engel tröstend, liebreich dich umgeben.
Des Himmels Glorie auf dich niederscheine,

Find' Liebe dort, so treu, so ächt wie meine!
Ein Grab soll unsre Asche dann vereinen.*)
Dein hoher Ruhm unsterblich lässt erscheinen
Auch meine Lieb'. Wenn dann in spätern Tagen,
Wenn dies rebell'sche Herz längst ausgeschlagen,
Zwei Liebende beglückt vorüber wallen
An Paraklet's berühmten Klosterhallen,
Vor unserm Grab die Lippen sie dann schliessen,
Die Thränen trinkend, die vor Mitleid fliessen.
Und beide sagen sie zum Tod betrübt:
O liebten nie wir, so wie sie geliebt.
Ja, wenn vom Chor Hosianna schallt mit Macht,
Erhöhend noch des graus'gen Opfers Pracht,
Und auf den Stein dann fällt ein scheuer Blick,
Der das verbirgt, was bleibt von uns zurück,
Wird Andacht selbst vom Himmel abgelenkt,
Und eine Thräne quillt, die Gott nicht kränkt.
Wird einem Sänger einst mein Leid bekannt,
Der sich durch gleichen Schmerz mir fühlt verwandt,
Verdammt zu trauern, einsam zu beweinen
Verlor'nes Glück, das nie ihm mehr wird scheinen,
Ein solcher, der geliebt wie ich so treu,
Er der Verkünder meiner Liebe sei.
Trifft er den Ton, harmonisch meinem Leid,
Im Grabe das noch meinen Geist erfreut.
Der wird am besten rühren alle Herzen,
Der mitgefühlt am tiefsten meine Schmerzen.**)

*) Abelard starb 1142, Heloise 1163. Beider Asche ruht in einem Grabe in jenem Kloster.

**) In diesen unglücklichen Schlussversen macht Pope eine nicht misszuverstehende Anspielung auf seine damalige Leidenschaft für Lady Mary Montagu, die unerwiedert blieb. Die Dame hielt sich, als Pope dies schrieb, mit ihrem Gatten in Konstantinopel auf. Pope schickte ihr das Gedicht mit einigen andern seiner Sachen. In dem Begleitschreiben findet sich folgende Stelle:

„Mit dem Uebrigen haben Sie alles, was ich werth bin, nämlich meine Werke. Es ist wenig darunter, was Sie nicht schon gesehen haben, ausgenommen die Epistel der Heloise an Abelard · in derselben befindet sich eine Stelle, von der ich nicht zu sagen weiss, ob ich wünschen soll, das Sie sie verstehen möchten oder nicht."

Wir geben hier noch die Schlussverse in der Bürger'schen Uebertragung:

Wenn das Glück nicht meinem Nachruhm neidet,
So erhebt ein Sänger sich vielleicht,
Der an einer Seelenwunde leidet,

Die der meinigen an Tiefe gleicht,
Der umsonst, umsonst durch lange Jahre
Seiner Hochgeliebten nachgeweint,
Bis ihn noch mit ihr, doch vor der Bahre,
Das Geschick minutenlang vereint,
Der nun unter Klagemelodien,
Fern von treuer Gegenliebe Kuss,
Schmachtend in das Land der Phantasien
Seine liebsten Wünsche senden muss.
Dieser mach' in preisslichem Gedichte,
Wohl gestimmt dazu an Herz und Mund,
Unsre thränenlockende Geschichte
Meinem Schatten noch zum Labsal kund.
Bei dem Liede mein und seiner Schmerzen
Werde jedes Hörers Brust erregt;
Denn nur der beweget leicht die Herzen,
Welchem selbst ein Herz im Busen schlägt.

Das ist nicht mehr Pope. Um acht Pope'sche Verse wiederzugeben braucht Bürger zwanzig der eigenen und *nota bene*, ohne etwas wesentlich neues hinzuzufügen.

Der Mensch.

Philosophisches Lehrgedicht.

Es existirt wohl kein Gedicht in irgend einer Literatur, welches so grundverschiedene Beurtheilungen gefunden hätte, wie der *Essay on Man* von Pope. Während die einen nicht nur eine höchst bedeutende poetische Leistung, sondern auch die geistreiche Lösung eines tiefsinnigen philosophischen Problems darin erblicken möchten, halten andere es in Bezug auf den philosophischen Inhalt, weil sich oft widersprechend, für verfehlt, während noch andere es geradezu als ein beklagenswerthes Machwerk bezeichnen, da es, den Glauben an die Offenbarung untergrabend, gerade durch seine einschmeichelnde Gestalt um so leichter die Herzen nichts ahnender Leser mit dem Gift des Unglaubens verpeste.

Auch in Deutschland hat man, freilich mit weniger Leidenschaftlichkeit, Partei dafür und dawider genommen. Und doch hat schon Lessing vor mehr als hundert Jahren in dem schon früher erwähnten Aufsatz, „*Pope, ein Metaphysiker*" die Gesichtspunkte klar und unzweideutig vorgezeichnet, die man unter allen Umständen im Auge behalten muss, wenn man zu einer richtigen Auffassung und Beurtheilung dieses *Essay* gelangen will. Derselbe ist nämlich nichts weniger als eine gereimte Abhandlung über irgend ein philosophisches System, wie etwa das philosophische Gedicht des lateinischen Dichters Lucrez, sondern ein

Gedicht in seiner eigentlichsten Bedeutung, und zwar über philosophische Grundgedanken.

Was Lessing über den *Essay* nach dieser Richtung hin sagt, ist zu lehrreich, als dass wir es unterlassen könnten seine eigenen Worte hier anzuführen.

Nachdem er den Unterschied eines Gedichts und einer metaphysischen Abhandlung kurz definirt hat, fährt er fort:

„Was muss der Metaphysiker vor allen Dingen thun? Er muss die Worte, die er brauchen will, erklären; er muss sie nie in einem andern Verstande, als in dem erklärten anwenden; er muss sie mit keinem, dem Scheine nach gleichgültigen, verwechseln.

Welches von diesen beobachtet der Dichter? Keines. Schon der Wohlklang ist ihm eine hinlängliche Ursache, einen Ausdruck für den andern zu wählen und die Abwechslung synonymischer Worte ist ihm eine Schönheit.

Man füge hinzu den Gebrauch der Figuren. — Und worin besteht das Wesen derselben? — — Darin, dass sie nie bei der strengen Wahrheit bleiben, dass sie bald zu viel und bald zu wenig sagen. — — Nur einem Metaphysiker von der Gattung eines Böhme's kann man sie verzeihen.

Und die Ordnung des Metaphysikers? — Er geht in beständigen Schlüssen immer von dem leichtern zu dem schwereren fort; er nimmt sich nichts vorweg, er holt nichts nach. Wenn man die Wahrheiten auf eine sinnliche Art auseinander wachsen sehen könnte, so würde ihr Wachsthum eben dieselben Staffeln beobachten, die er uns in der Ueberzeugung von derselben hinaufgehen lässt.

Allein Ordnung! Was hat der Dichter damit zu thun? Und noch dazu eine so sklavische Ordnung. Nichts ist der Begeisterung eines wahren Dichters mehr zuwider.

Nun würde man mich schwerlich diese kaum berührten Gedanken weiter ausführen lassen, ohne mir die Erfahrung entgegen zu setzen. Allein auch die Erfahrung ist auf meiner Seite. Sollte man mich also fragen, ob ich den

Lucrez kenne, ob ich wisse, dass seine Poesie das System des Epikurs enthalte? Sollte man mir andere seines Gleichen anführen, so würde ich ganz zuversichtlich antworten: Lucrez und seines Gleichen sind Versmacher aber keine Dichter. Ich läugne nicht, dass man ein System in ein Silbenmass oder auch in Reime bringen könne; sondern ich läugne, dass dieses in ein Sylbenmass oder in Reime gebrachte System ein Gedicht sein werde. — — Man erinnere sich nur, was ich unter einem Gedicht verstehe; und was Alles in dem Begriffe einer sinnlichen Rede liegt. Er wird schwerlich in seinem ganzen Umfange auf die Poesie irgend eines Dichters eigentlicher anzuwenden sein als auf die Pope'sche.*) Der Philosoph, welcher auf den Parnass hinaufsteigt, und der Dichter, welcher sich in die Thäler der ernsthaften und ruhigen Weisheit hinabbegeben will, treffen einander auf dem halben Wege, wo sie, so zu reden, ihre Kleidung verwechseln und wieder zurückgehen. Jeder bringt des Andern Gestalt in seine Wohnungen mit sich, weiter aber auch nichts als die Gestalt. Der Dichter ist ein philosophischer Dichter und der Weltweise ein poetischer Weltweise geworden. Allein ein philosophischer Dichter ist darum noch kein Philosoph, und ein poetischer Weltweise ist darum noch kein Poet."

Lessing trifft damit den Nagel auf den Kopf. Pope war viel zu sehr Dichter, um eine trockene Abhandlung über Metaphysik schreiben zu wollen, selbst wenn er es gekonnt hätte.

Ohne uns um die verschiedenen Beurtheilungen des *Essay's* weiter zu kümmern, (liegt es uns doch ausschliesslich daran, das Verständniss desselben dem Leser zu vermitteln) wollen wir zunächst zu erklären versuchen, was Pope zur Abfassung dieses in der Literatur der modernen Völker als Unikum zu bezeichnenden Gedichts hat bewegen können.

In unserm ersten Kapitel haben wir auf den Aufschwung,

*) In diesen Worten liegt die höchste Anerkennung des Pope'schen Dichtergenius von Seiten Lessing's.

den die Naturwissenschaften zu Ende des 17. Jahrhunderts in England machten, mit besonderm Nachdruck hingewiesen. Die Begeisterung für dieselben war so allgemein und überwältigend, dass selbst der grösste Schlemmer des Königreichs, Karl II., selber täglich mehrere Stunden in seinem Laboratorium zubrachte.

Die rapiden Erfolge, von denen manche von der weittragendsten Bedeutung waren, verwirrten viele, und zwar nicht nur mittelmässige Köpfe. Dies zeigte sich auf religiösem Gebiet, indem man hier zwischen krassem Aberglauben und Nihilismus hin und her schwankte, auf andern geistigen Gebieten aber indem sich eine dünkelhafte Ueberhebung breit machte, die sich vor allem vermass, an den Werken der Vorsehung herumzukritteln und sie zu bemängeln.

Zwischen beiden Richtungen, der frivol negirenden, und der mittelalterlich gläubigen, findet sich aber eine vermittelnde Partei, die ohne sich direkt gegen die christliche Offenbarungslehre zu wenden, doch jedenfalls über jeden Konfessionalismus erhaben, den Versuch machte, vermittelst der Vernunft eine Art Naturreligion, gegründet auf den Glauben an eine gütige Vorsehung, die alles zum besten eingerichtet habe, aufzubauen. Dieselbe lehnte sich an die alte Platonische Lehre an, dass Gott von allen Welten, die möglich gewesen, die beste geschaffen habe. Bekanntermassen hatte diese Richtung ihre gleichzeitigen Vertreter in England, Deutschland und Frankreich.

Pope scheint vor allem durch seinen Freund Bolingbroke mit den metaphysischen Anschauungen dieser Schule bekannt gemacht zu sein; durch eine Vergleichung seines *Essay* mit den Schriften Bolingbroke's ist die Uebereinstimmung beider an vielen Stellen von englischen Kritikern bis zur Evidenz nachgewiesen. Im Gedicht sagt uns Pope selber, dass Bolingbroke es gewesen sei, der ihn nicht nur zu demselben begeistert, sondern auch ihm die Ideen dazu an die Hand gegeben habe. Es ist dies freilich nicht ganz wörtlich zu nehmen, denn das Gedicht enthält auch eine Anzahl Stellen, die keineswegs zu Bolingbroke's Ansichten passen.

Pope schrieb also sein Gedicht in der Absicht, jenem Nihilismus in metaphysischer und religiöser Beziehung und ebenso jener oben näher bezeichneten dünkelhaften Ueberhebung gegenüber diese deistische Richtung zur Geltung zu bringen. Er zeigt sich aber nirgendswo als Gegner des Christenthums, sondern vielmehr als ein Vertreter desselben in seiner höhern und reinsten Auffassung.*) Ohne auf die Person des Stifters direkt hinzuweisen, hält er doch an dessen Forderungen, an dem Glauben an Gott als einen gütigen Schöpfer, der das Beste aller Kreaturen will, sowie an einer alles einschliessenden Nächstenliebe fest. Und wenn er auch die Selbstsucht als den ursprünglichen Trieb zum Handeln im Menschen bezeichnet, so sieht er doch in der allmählichen Erweiterung der Selbstliebe zur Nächstenliebe die fortschreitende Civilisation der Menschheit sich vollenden.

Hält man hieran fest, so ist man vor jeder Missdeutung des Gedichts gesichert.

Versuchen wir es hiernach den Inhalt und den Gang desselben kurz zusammenzufassen.

Gleich zu Anfang nennt Pope als die Aufgabe des Gedichtes, die Wege Gottes dem Menschen zum Bewusstsein zu bringen, oder wie es nach seinen Worten schärfer heisst: *to vindicate the ways of God to man.* Das soll aber erreicht werden durch Schlüsse und Folgerungen, die von dem ausschliesslich ausgehen, was durch Beobachtung als Wissensschatz anerkannt ist. Er beginnt aber nun nicht wie der Philosoph ganz voraussetzungslos, im Gegentheil nimmt er als gegeben an, als etwas, das gar keines Beweises bedürfe, dass die bestehende Welt von allen denen, die möglich wären, die beste sei.

Dann will er, dass die Beobachtung uns gelehrt habe, dass dieselbe mit einer Wesenkette angefüllt sei, deren einzelne Gruppen in ununterbrochener Reihenfolge einander über- resp untergeordnet seien: vom noch unentdeckten Insekt bis zum Menschen und noch weiter hinauf bis zu den ätherischen Wesen und zu den Engeln. In dieser Stufenreihe von Wesen,

*) Bezeichnend ist hierfür die Stelle Ep. 4 V. 434—470, die freilich wenig nach dem Geschmack Bolingbroke's gewesen sein mag.

schliesst er nun weiter, muss auch naturgemäss ein Platz sein für ein Wesen, wie der Mensch ist, und daraus ergiebt sich ihm denn die Frage, (er will ja der Ueberhebung des Menschen entgegentreten), ob Gott ihn auf den unrechten Platz gestellt habe: *if God has placed him wrong?*

Da allem Irdischen Unvollkommenheit anhaften muss, denn Vollkommenheit ist ja nur das Attribut des Höchsten, so ist es klar, dass manches dem Menschen in Bezug auf sich als Einzelwesen unrecht erscheinen kann, was doch in Bezug auf die Gesammtheit (die Wohlwollenheit des Schöpfers ist immer Voraussetzung), recht oder gut ist. Ebensowenig wie das Pferd oder der Stier die Absicht seines Lenkers durchschauen kann, ebensowenig kann der Mensch die Absichten Gottes, seines Lenkers, durchschauen. Er soll sich mit der Hoffnung zufrieden geben, an einem andern Orte einst die ersehnte Vollkommenheit zu erlangen.

Diese Hoffnung ist aber, nach Pope's Ansicht, allen Menschen, vom höchst gebildeten bis zum wilden abwärts angeboren.

„Die Seele unstät und von Haus verirrt,
Träumt von dem Leben, was einst kommen wird."

Hierauf wendet er sich gegen die, welche sich weiser als die Vorsehung dünken, und die sich durch ungebändigten Hochmuth verleiten lassen, in höhere, ihnen, so lange sie Menschen sind, verschlossene Sphären eindringen zu wollen. Eigennutz ist meistens die Triebfeder zu solchem Verlangen und eigennützige Menschen sind ja nur zu sehr geneigt, alles auf sich zu beziehen. Diesen freilich muss es dann wohl vorkommen, als ob die Natur vielfach fehle und sich gleichsam gegen das Glück der Menschen durch Naturerscheinungen, Erdbeben etc. verschworen habe. Ihnen hält er entgegen, dass nicht für Einzelne eine besondere Ordnung eingesetzt sei:

„Als Gott sie gab, dass sie für Alle tauge,
Da hatte die Gesammtheit er im Auge."

Da aber die Vorsehung zu Gunsten Einzelner, und wären es auch die Besten, nicht seine alle verbindenden Gesetze aufhebt, so zeigen sich wohl hin und wieder Härten für das Einzelwesen, die wir Unglück und Zufall nennen. Wenn aber

derartige Vorkommnisse in realen Dingen die Vorstellung von der besten Welt nicht erschüttern können, so kann dies ebensowenig der Umstand, dass in moralischen Dingen von den Menschen vielfach gefehlt wird. Nur scheinbar wäre es besser, wenn in der äusseren Natur nur Harmonie und ewiger Friede herrschte und in der menschlichen Sphäre nur Tugend, denn:

„Kampf ist Bedingung allen ird'schen Strebens
Und Leidenschaften die des Menschenlebens."

Hierauf betont er, wie verschwenderisch die Natur ihre Gaben vertheilt habe:

„Natur gab reichlich, doch nach weisem Plan."

Der Mensch hat sich darum mit dem, was ihm hier als Loos zugefallen ist, mit der Zuversicht, dass er in der Hand einer wohlwollenden Vorsehung ruht, und mit der Hoffnung auf ein zukünftiges höheres Glück zu bescheiden.

Dies der Inhalt der ersten Epistel. Da dieselbe eigentlich den ganzen philosophischen Ideengehalt in allgemeinen Zügen enthält, und die folgenden nur Erweiterungen und Erklärungen zu derselben sind, so ist es nicht nöthig, dieselben so eingehend zu zergliedern.

An die Schlussfolgerung der vorigen Epistel anknüpfend, dass der Mensch sich bescheiden müsse, sagt Pope zu Anfang der zweiten Epistel, dass der Mensch sich nicht in den Sinn kommen lassen soll, die Gottheit zu erforschen, nur der Mensch selber sei sein eigentliches Studium: *the proper study of mankind is man.* Er erörtert hierauf die Grenzen menschlicher Fähigkeiten und zeigt dann, wie Selbstliebe, die stets zum Handeln antreibe und Vernunft, die überlegend zurückhält, sich gegenseitig ergänzen Dann kommt er auf die Leidenschaften zu sprechen und betont, dass jeder einzelne von einer Hauptleidenschaft ergriffen wäre, die weder vollständig unterdrückt werden könnte noch dürfte; denn auch die Leidenschaften, wenn sie nur mit den übrigen Seelenkräften in einem gewissen Einklang gebracht wären, befördern, wie auch unsere anderen Unvollkommenheiten, den Endzweck der Vorsehung, das allgemeine Wohl:

„Denn mächtig sprosst die Tugend auf aus Leidenschaft,
Da die Naturkraft an den Wurzeln schafft."

Die Schwächen des Einzelnen werden aber Aller Stärke, da sie uns nöthigen, uns aneinander zu schliessen und uns gegenseitig zu unterstützen.

Hiermit weist er schon auf den Inhalt der dritten Epistel hin, denn während die erste die Stellung des Menschen in der äusseren Natur, die zweite aber die Stellung des Menschen mit Rücksicht auf ihn selbst als Individuum behandelt, handelt die dritte Epistel von seiner Stellung zur Gesellschaft.

Pope sieht nämlich alles Lebende als ein grosses gesellschaftliches System an, in dem Nichts ganz ausschliesslich für sich, noch auch ausschliesslich für das Andere geschaffen ist Er sucht dann die Grenzen zwischen Instinkt und Vernunft festzustellen, indem er beider starke und schwache Seiten gegenüberstellt. Dann, indem er daran festhält, dass der Instinkt der erste Lehrmeister der Vernunft gewesen sei, zeigt er, wieviel die Gesellschaft durch ersteren, wieviel mehr sie aber durch letztere gefördert sei. Hierauf spricht er von der allmäligen Bildung von Staaten, Religionen, von den verschiedenen Regierungsformen, von dem gleichen Ursprung des Aberglaubens und der Tyrannei.

In der Selbstliebe erkennt er den ursprünglichen Trieb zu allen menschlichen Handlungen, doch sieht er in der Erweiterung derselben zur Nächstenliebe, (die die Selbstliebe nicht ausschliessen soll) den Fortschritt der menschlichen Civilisation.

Die vierte Epistel handelt vom Glück, welches die Vorsehung Allen in gleicher Weise bereitet hat. Es ist das Endziel eines Jeden; doch da es ein allgemeines ist, so hängt jedes besondere Glück von jenem allgemeinen ab, welches Allen gleich erreichbar ist, da es nicht in äusseren Glücksgütern bestehen kann, sondern vielmehr in der richtigen Abschätzung dessen, was einem Jeden überhaupt in der ihm von der Vorsehung zugewiesenen Sphäre zu erreichen gestattet ist. Glück ohne Tugend existirt nicht.

So kehrt das Gedicht zum Schluss wieder zu seinem Ausgangspunkte zurück, dass nämlich eine wohlwollende Vorsehung die beste der möglichen Welten geschaffen habe, in welcher jede Tugend und jede Leidenschaft ihre Richtung und Ziele finde.

Aus dem Mitgetheilten wird man leicht ersehen, dass das Ganze doch wohl mehr von einem System enthält als Lessing in dem früher genannten Aufsatz ihm zugestehen will, wenn es auch in erster Reihe ein Gedicht ist und sein soll

---

Der Mensch.*)

I. Epistel.

Erwach', St. John, mach nach gemeinern Dingen
Verfehlter Ehrgeiz, Fürstenhochmuth ringen!
Lass uns (da, eh' das Leben jäh entführt,
Kaum eine kurze Umschau ist gewährt)
Im Geiste diese Menschenwelt durcheilen,
Und, wo es lohnt, zu schärfer'm Umblick weilen.
Welch ungeheures Wirrsal scheint sie nicht?
'Ne Wildniss, der's an Blumen nicht gebricht,
Nach Dornen, Unkraut man umsonst nicht sucht,
Ein Garten, lockend mit verbot'ner Frucht.
Lass uns durchwandern nur dies weite Feld,
Und schaun, was frei sich, was verborgen hält,
Den staub'gen Pfad, wo blindlings man hinzeucht,
Den Schwindelsteg, wo aussichtslos man steigt;
Den Pfaden der Natur lass uns nachspüren,
Und gegen Narrheit unsre Pfeile führen;
Auch schonen nicht die Schwächen unsrer Zeit,
Zum Lachen wie zum Freimuth gern bereit.
Dem Menschen aber, danach lass uns ringen,
Die Wege Gottes zum Bewusstsein bringen.
Doch halt! Sag' erst, wer wird es uns verdenken,
Dass unser Urtheil weise wir beschränken,
Dass wir von dem nur ausgehn, was wir wissen,
Wenn über Gott und Menschheit wir beschliessen?
Vom Menschen sehn wir nur die Bahn hienieden,
Auf sie sei unser Urtheil drum beschieden;
Durch Welten zahllos zieht sich Gottes Spur,

*) Eine mit ausgiebigem Kommentar versehene Ausgabe des *Essay on Man* ist von mir bei Ernst Fleischer in Leipzig erschienen. Sie soll dem so oft beklagten Mangel an englischer Lektüre, die dem reiferen Schüler auch in Bezug auf die Form den Scharfsinn herausfordernde Schwierigkeiten darbietet, in bescheidenem Masse abhelfen.

Doch hier auf Erden folgen wir ihr nur.
Nur wer mit scharfem Blick das All durchdringet,
Und Welt auf Welt entstehn sieht und vergehn,
Um andre Sonnen sich Planeten drehn,
In dessen Ohr der Gang der Sphären klinget,
Nur wer die Wesen kennt, ihr Können, Streben,
Die andre Sterne wechselvoll beleben:
Der nur kann lichten unsres Zweifels Nacht,
Warum uns Gott, so wie wir sind, gemacht.
Doch hat dein *) Geist, der so das All durchschaut,
Wohl das erkannt, wie diese Welt gebaut,
Wie sie sich trägt, was sie zusammenhält,
Wie jeder Theil zum Ganzen sich verhält,
Du, ein Atom der unbegrenzten Masse,
Ist's möglich, dass ein Theil das Ganze fasse?
Die grosse Kette, der sich ein muss fügen,
Was Leben hat, dies unsichtbare Band,
In dessen Umkreis alle Welten liegen,
Ruht es in deiner oder Gottes Hand?
Hochmüth'ger Mensch, du möchtest gern ergründen,
Warum geschaffen wir so klein, so blind;
Such' doch zunächst den wicht'gern Grund zu finden,
Warum wir nicht noch schwächer, blinder sind.
Warum sind Eichen, die die Wolken küssen,
Gewalt'ger als das Gras zu ihren Füssen?
Warum ist kleiner auch als sein Planet
Der Satellit, der sich um diesen dreht?
  Wenn zugegeben, dass von allen Welten,
Die möglich sind, die ew'ge Weisheit die
Erschuf, die als die beste nur kann gelten,
In der sich alles gern zum Ganzen lieh,
In stet'ger Ordnung, folgericht'ger Reihe,
Die jedem Ding erst gab die rechte Weihe,
Dann in der Skala der vernünft'gen Wesen
Ward für den Menschen auch sein Platz erlesen,
Und jetzt, was du auch sagst, heisst unser Satz,
Hat Gott gestellt ihn auf den rechten Platz!
Was für den Menschen unrecht scheint und schlecht,
Heisst sicher in Bezug auf's Ganze recht.
Denn mag der Mensch auch noch so sorglich ringen,
Kaum tausend Mühen ihm ein Ziel erringen,
Gott aber schafft sein Werk in einer That,

*) Nicht auf Bolingbroke zu beziehen, sondern auf einen fingirten Gegner.

Das andre noch in seiner Folge hat.
So wirkt der Mensch, der hier so hoch gestellt,
Vielleicht auch noch für eine andre Welt,
Bewegt ein Rad, treibt einen Wasserfall,
Nur einen Theil sehn wir und nicht das All.
Wenn erst der Hengst einsieht, warum ihn jetzt
Der Mensch anhält, dann über Gräben setzt, *)
Der Ochse erst, warum er abgehetzt
Den Acker stampfen muss in schwerem Trott,
Ein Opfer hier, dort ein ägypt'scher Gott,
Dann wird der dumme Menschenstolz erfassen
Sein Thun, sein Treiben, Nutzen, Ziel, Erblassen,
Warum so leidend, so erregt, beschwingt,
Dass bald ein Thier er, bald ein Gott sich dünkt.
Drum, weil der Mensch nun einmal nicht vollkommen,
Sag' nicht, der Schöpfer hab' gefehlt. O nein!
Vollkommenheit kann Irdischem nicht frommen,
Vollkommen ist er, so wie er's kann sein,
Sein Wissen seiner Stellung angepasst,
Sein Leben schon entflohn, wenn kaum erfasst.
Wenn einst vollkommen an 'nem andern Ort,
Was thut's, ob früh, ob spät, ob hier, ob dort?
Ist der seit heut Beglückte wen'ger so,
Als wer seit Jahren schon des Glückes froh?
Das Schicksalsbuch, der Himmel hat's verschlossen
Jedweder Kreatur, die kreucht und fleucht,
Nur eine Seite wird ihr stets erschlossen,
Die ihr der Gegenwart Bedeutung zeigt.
Die Sphären alle hat sie streng geschieden;
Nur so ward Leben möglich erst hienieden.
Das Lamm, das deiner Gier zum Opfer fällt,
Hätt' es Vernunft, würd' es noch spielen, springen?
Froh bis zuletzt grast es auf blum'gem Feld
Und leckt die Hand, bereit es umzubringen.
Glücksel'ge Blindheit, uns von Gott gegeben,
Dass jeder seinen Kreislauf mag durchleben.
Er schaut mit gleichem Blick, ein Gott von Allen,
'Nen Helden sterben, einen Sperling fallen,
Atom', Systeme jäh in Trümmer gehn,
'Ne Blase platzen, eine Welt vergehn.
So hoff' mit Mass! Zu kühnem Fluge wehre,

*) Eine Eigenthümlichkeit der damaligen englischen Versifikation, deren wir uns hier bedienen, ohne dass sie gerade an dieser Stelle sich im Original zeigt.

Harr' auf den Lehrer Tod, und Gott verehre!
Zukünft'gen Segen lässt er dich nur ahnen,
Die Hoffnung sei dein Trost auf ird'schen Bahnen.
Unsterblich wirkt sie in des Menschen Brust,
Nicht jetz'gen Glücks, zukünft'gen sich bewusst;
Die Seel' unthätig, wie von Haus verirrt,
Träumt von dem Leben, das einst kommen wird.
Den armen Wilden schau! Gleich einem Kinde
Sieht Gott in Wolken er, hört ihn im Winde.
Ihm hat nie Wissenschaft den Geist erhellt,
Sein Blick dringt nicht empor zum Sternenzelt.
Doch Hoffnung auf Zukünft'ges schwellt auch ihn;
Denn ohne diese ward kein Mensch getroffen;
Dort, hinterm Berg, um den die Wolken ziehn,
Steht ein bescheid'ner Himmel ihm auch offen:
Ein friedlich Thal, vom Urwald dicht umzogen,
Ein glücklich Eiland in des Meeres Wogen,
Wo Sklaven, die befreit von Schmach und Schand',
Froh wiedersehn ihr liebes Heimathsland,
Wo keine Peitsche saust, kein Pein'ger grollt,
Und keine Christen wühlen mehr nach Gold.
Zu sein — das ist es, was ihm einzig theuer.
Was sind ihm Engelsschwingen, Seraphs-Leier?
Er hofft, dass, so wie Einlass er gefunden,
Er nicht verwehrt wird seinen treuen Hunden.
  Geh' Weis'rer du! und in vermess'nem Schwung
Wäg' deine Kunst gegen die Vorsehung.
Nenn' unvollkommen, was dir scheinet arg,
Sag': Hier gab sie zu viel und dort zu karg.
Verwirr' die Kreaturen, wie dir's recht;
Sind wir nicht glücklich, nenn' Gott ungerecht.
Weil Gottes Huld uns nicht so hoch erhoben,
Allein vollkommen hier, unsterblich droben,
Entreiss' du, da das Rechte er verkannt,
Die Wage und das Scepter seiner Hand,
Und richte über — er verzeih den Spott!
Gottes Gerechtigkeit als Gottes Gott.
  Grübelnder Hochmuth ist's, der uns verführt,
Den Ort zu lassen, der uns hier gebührt.
Er dringt in ihm versagte Sphären ein;
Wir möchten Engel, Engel Götter sein.
Wenn Engel fallen, die sich so vergessen,
Verstösst der Mensch nicht, wenn er so vermessen?
Der Vorsehung Gesetze sind errichtet,
Dass alles sich zu einem Zweck verbinde.

Wer sie bekämpft, ist durch sich selbst gerichtet;
Denn er bekämpft des Daseins letzte Gründe.
Fragst du, wozu die Himmelskörper scheinen,
Die Erd', zu wessen Nutz? Stolz sagt: Zu meinem!
Für mich treibt der Natur geheime Kraft
In Kräutern, Blumen jährlich neuen Saft,
Die Rose und die Traube mir erneu'n
Balsam'sche Düfte, würz'gen Nektar Wein.
Der Erde Schooss mir gold'ne Schätze bringt,
Gesundheit mir aus tausend Quellen springt,
Die See nur rollt, mit kräft'gend d'rin zu strecken,
Die Sonne scheint, nur um mich aufzuwecken,
Mein Ruhekissen ist die schöne Welt,
Mein Baldachin das ew'ge Sternenzelt.
Fehlt aber die Natur nicht weit vom Ziel,
Wenn durch der Sonne scheitelrechte Strahlen
Die Pest entsteht und Plagen nur zu viel,
(Wer kann der Menschheit Leiden alle malen)
Wenn durch Orkan und durch der Erde Beben
In graus'ge Tiefen ganze Städte schweben?
Nein, nicht für Einzelnes, so wird versetzt,
Ward die besondre Ordnung eingesetzt,
Als Gott sie gab, dass sie für Alle tauge,
Da hatte die Gesammtheit er im Auge.
Dabei giebt's Härten für das Einzelwesen,
Unglück und Zufall führten so sich ein;
Vollkommenheit passt nicht für ird'sches Wesen,
Und sollte nur der Mensch vollkommen sein?
Ist Menschenglück das einz'ge grosse Ziel,
Dann irrt Natur wohl mal; wer mag's verhehlen?
Doch damit wahrlich auch der Vorwurf fiel,
Warum der Mensch nicht auch einmal könnt' fehlen.
Wär' jenes Ziel hienieden zu erlangen,
Traun! ganz beständig müsste beides sein,
Der Menschen Wünsche, Trachten und Verlangen,
Der Kreislauf auch von Regen, Sonnenschein
Stets müsste Frühling, milder Himmel herrschen,
Der Mensch stets weise sein, sich stets beherrschen.
Wenn Pest und Sturm und auch der Erde Beben
Der Vorsehung Gesetze nicht aufheben,
Tritt dann dem ew'gen Gottesrath zu nah
Ein Catilina oder Borgia?
Er, der im Blitz erhellt die dunkle Nacht,
Den alten Ocean hebt, den Sturm aufacht,
Bläst Herrscherstolz auch ein in Caesar's Brust,

Lässt ew'gen Krieg dem Ammon*) scheinen Lust.
   Hochmuth muss uns zu falschen Schlüssen bringen,
So in moral'schen, wie realen Dingen.
Der Himmel sollt' für jene stehen ein,
Für diese aber losgesprochen sein?
Woll'n wir in beiden uns vernünftig zeigen,
Wir dürfen nur den Thatsachen uns beugen.
   Wohl möcht' für uns es scheinen besser schier,
Wär dort nur Harmonie, nur Tugend hier,
Wenn nie der Sturm durch Meer und Wolken blies',
Nie Leidenschaft des Menschen Herz zerriss.
Kampf ist Bedingung alles ird'schen Strebens,
Und Leidenschaften die des Menschenlebens.
Des allverbindenden Gesetzes Spur
Find'st du im Menschen wie in der Natur.
   Was will der Mensch! Die Welt scheint ihm zu klein,
Und selbst fast Engel, möchte mehr er sein.
Bald ist betrübt er, weil er muss entbehren
Des Ochsen Stärke und den Pelz des Bären.
Wie thöricht und wie eitel das Begehr,
Dass jedes Thieres Kraft ihm eigen wär'?
Dem Herrn der Kreaturen sollt' es nützen,
Auch aller Eigenschaften zu besitzen?
Natur gab reichlich, doch nach weisem Plan,
Die richt'ge Kraft dem passenden Organ;
Scheinbarem Mangel kam sie weis' zuvor
Durch gröss're Schnelle, schärf'res Aug' und Ohr.
Das Eine ward dem Ganzen einverleibt,
Dass nichts zu mindern, nichts zu mehren bleibt.
Ein jedes Thier, beglückt, so wie's gemacht,
Den Menschen nur hätt' Gott nicht gut bedacht?
Ihn sollt', der doch Vernunft besitzt allein,
Erfreuen nichts, weil alles ist nicht sein?
   Des Menschen Glück (o, dass sich Stolz bekehre!)
Ist Denken, Handeln in der eignen Sphäre,
Sich seines Geistes Kraft nicht überheben,
Nur was Natur vorzeichnet, kühn erstreben.
Warum hat er nicht mikroskop'sche Augen?
Nun, weil sie nur für die Insekten taugen.
Wär's ihm Gewinn, könnt Sonnenstaub er sehn,
Doch nicht den Himmel schaun und nicht verstehn?
Wie, hätt' für's Tasten er so feinen Sinn,
Dass jeder Hauch ihn schmerzte, wär's Gewinn?

*) Hier ist Alexander der Grosse gemeint.

Wär' es Gewinn, wenn sein Geruch so fein,
Dass einer Rose Duft ihm brächte Pein?
Wär' auf so weit ihm des Gehöres Thor,
Dass die Natur ihm donnerte in's Ohr,
Und er des Himmels Sphären-Harmonie
Vernähme laut, würd' er sich sehnen nie
Nach einem Zephyr, der durch Myrten säuselt,
Nach Wellen blau, vom linden West gekräuselt!
Hat nicht die Vorsehung es gut gemeint,
In dem, was sie uns gab, was sie verneint?
So weit sich dehnt der Schöpfung grosses Reich,
So steigen auf auf undurchbroch'nen Stufen
Der Sinne Kräfte und des Geist's zugleich,
So wie sie Gott in's Leben hat gerufen,
Sieh', welche Reihe, vom Insekt im Grase
Bis zu dem Höchsten, bis zur Menschenrace.
Wie viele Arten, sehend wahrzunehmen
Die Aussenwelt, giebt's zwischen den Extremen,
Vom blinden Maulwurf, der im Finstern schleicht,
Bis zu dem Luchs, dess' Blick am weit'sten reicht?
Und im Geruch, vom stumpfen Löwen*) bis
Zum Spürhund, der der Fährte stets gewiss?
Und im Gehör, von dem, was schwimmend lebt,
Zu dem, was Wald und Auen froh durchstrebt?
Der Spinne Fuss, wie zart! fühlt jeden Schritt,
Und was das Netz berührt, das fühlt sie mit.
Dem feinen Sinn der Biene kann's gelingen,
Aus gift'gem Kelche süssen Thau zu bringen.
Und im Instinkt, welch' Abstand muss erscheinen
Von dem des Schweins bis, Elephant, zu deinem?**)
Wie zart getrennt sind nicht Instinkt, Verstand,
Zwar stets geschieden, doch wie nah' verwandt?
Erinn'rung, Ueberlegung, wo die Schranken?
Wo bei dem Sinneseindruck und Gedanken?
Wie strebt Verwandtes nicht in Eins zu gehn?
Doch bleibt die Grenz' unübersteiglich stehn.
Denn ohne sie wär' es unmöglich schier,
Dass dieses dem sich fügte, alles dir.
Wenn aber unter dir die ganze Zunft,
Fasst dann nicht Aller Kräfte die Vernunft?

*) Nach der Anschauung von Pope's Zeitgenossen fehlt dem Löwen der Geruchssinn.

**) Welch ein verschiedlicher Instinkt ist der, den ich an einer Sau
Die sich im Kothe wälzt, und dir, fast kluger Elephante, schau!
Brokes.

Schau, wunderbar durch Luft und Meer und Erde
Wirkt lebensweckend fort das erste Werde.
Hinauf, wie hoch mag Leben sich entfalten,
Umher, wie weit, wie tief in Meeresspalten!
Endlose Kette, welche Gott begann:
Aether'sche Wesen, Engel, Menschen, dann
Thier, Vogel, Fisch, Insekt, noch unentdeckt,
Das Unbegrenzte bis zu dir erstreckt,
Von dir zum Nichts. Wolltest du höher streben,
Ist's nöthig nicht, dass sich die Untern heben?
Im Schöpfungsreich entstünde sonst ein Riss;
Die ganze Reihe wär' gelöst gewiss;
Denn ob aus einer Kette du gewunden
Ein Glied, ob zehn, die Kette ist verschwunden.
Wenn jedem Stern die Bahn ist vorgeschrieben
Als wesentlichem Theil des Alls, muss nicht,
Wenn einer abirrt, alles sich verschieben?
Mit seinem Sturz das Ganze auch zerbricht.
Lass nur die Erd' ihr Gleichgewicht verlieren,
Planeten, Sonnen durch den Weltraum irren,
Die Engel fall'n, als Hüter aufgestellt,
Sein stürzen sich auf Sein, und Welt auf Welt
Bis zu dem Grund des Himmels Bau erschüttern,
Und die Natur vor Gottes Thron erzittern;
Brich' du die Ordnung nur, die dir verhasst,
Weil sie nicht deinem Sinn, noch Hochmuth passt.
Und alles dies für wen? o Wurm, so sprich!
O Wahnsinn, Stolz, Gottlosigkeit, für dich. —
Wie, wenn der Fuss, bestimmt im Staub zu wandeln,
Sich plötzlich wollte in das Haupt umwandeln,
Wie, wenn's dem Haupt, dem Aug' nicht recht erschiene,
Dass es dem Geist nur als Maschine diene!
Grad' so absurd der Wunsch für jedes Sein,
Im grossen All was anderes zu sein;
So thöricht grade, über Müh'n und Plagen,
Verfügt vom Geiste Aller, sich beklagen.
Von einem Ganzen sind wir Theile nur,
Dess' Seele Gott, dess' Körper die Natur;
In allem anders, doch in allem ein,
Ein und derselbe, gross in Stoff und Raum,
Kühlt er im Winde, wärmt im Sonnenschein,
Erglüht im Sterne und erblüht im Baum,
Lebt Aller Leben mit, wirkt fort und fort,
Vertheilt sich ungetheilt, ist stets an jedem Ort,
Athmet in uns, durchdringet unser Sein,

Vollkommen gleich in Dingen gross und klein,
Gleich in dem Menschen, der ihm grollend ringt,
Gleich in dem Seraph, der ihm Psalmen singt.
Was ist ihm hoch, was niedrig, gross und klein?
Er füllt, verbindet, richtet alles ein.
So murre nicht! Nenn' Unvollkommenheit
Die Ordnung nicht, der alles sich muss fügen
Zu aller Glück, und sei hinfort gescheidt,
Erkenn' den Ort, wo deine Bahnen liegen,
Auch, dass der Himmel weise dir 'nen Grad
Von Blindheit, Schwäche mitgegeben hat.
Bescheide dich! hier oder anderswo
Beglückt zu werden, werde hier schon froh,
Beglückt soviel, als du es kannst ertragen;
Du ruhtest in der Hand der ew'gen Macht
Im Augenblick, da du das Licht sahst tagen,
Du ruhst in ihr auch in des Todes Nacht.
Natur ist eine Kunst, dir unbekannt,
Glück, Zufall wird von dir nur so benannt;
Was dir ein Misston scheint, ist Harmonie;
Was krumm dich däucht, verkannte Symmetrie.
Trotz Geistesdünkel und trotz Uebermuth
Der Satz ist wahr: Was immer ist, ist gut.

II. Epistel.

Erkenn' dich selbst! die Gottheit zu erfassen,
Bist du aus Licht und Grau gemischt zuviel;
Du musst, Blindweiser, solch 'nen Vorwurf lassen,
Der Mensch nur ist der Menschheit Forschungsziel.
Für einen Zweifler ist zu gross sein Wissen,
Zum Stoiker wird er die Kraft vermissen,
Ob ruh'n, ob handeln, stets ist er gespalten,
Ob für 'nen Gott, ob für ein Thier sich halten;
Ob Körper oder Geist den Vorzug geben,
Zu sterben nur gerufen in das Leben,
Wird nie er lösen alle diese Wirren,
Er strebt und urtheilt hier nur, um zu irren;
In Thorheit, in Verstand er gleich sich zeigt,
Bald fällt zu tief er, bald zu hoch er steigt;
Gedanken, Leidenschaften, welch' Gewirr'!
Nie ist er sicher, ob er doch nicht irr';

Geschaffen halb, zu steigen, halb, zu fallen,
Herr aller Ding', und Beute doch von allen;
Der Wahrheit Richter ist er hier allein,
Soll sondern scharf das Wesen von dem Schein,
Doch in des Irrthum's Nacht ruhlos geschnellt,
Der Ruhm, das Spiel, das Räthsel dieser Welt. *)
Geh, wunderbar Geschöpf, steig kühn die Bahn,
Wo ächte Wissenschaft dir geht voran.
Geh', miss die Erd', die Luft wäg', die Gezeiten,
Verbessere den Lauf der Jahreszeiten!
Auch die Planeten magst du unterweisen,
In welcher Bahn sie um die Sonne kreisen,
Geh', steig mit Plato zu den licht'sten Höhn,
Zum Urbild dessen, was da gut und schön!
Wie, oder willst du lieber jene Bahn,
Die falsche Jünger breit getreten, rennen,
Die, die Vernunft aufgebend, eiteln Wahn
In ihrer Thorheit Gott nachahmen nennen?
Wie Bonzen schwindelnd sich im Kreise drehn,
Dass so der Sonne Lauf man möcht' ersehn.
Erst schreib der Schöpfung du Getetze vor,
Dann sink zusammen und sei wieder Thor.
Als höh're Wesen jüngst 'nen Menschen sahn
Enträthseln der Natur geheimes Schaffen,
Da sahn sie Newton voll Verwundrung an,
Wie wir etwa den so verwandten Affen.
Doch dessen Regeln selbst Kometen binden,
Konnt seines Geist's Bewegung er ergründen,
Der Sterne sah, so auf und niedergehn,
Konnt sein Vergehn, sein Kommen er verstehn?
Welch Wunder doch! des Menschen bessrer Theil
Von Kunst zu Kunst er ungehindert eil';
Sein eignes Werk jedoch, das kaum begonnen
Vernunft, lässt Leidenschaft zum Ziel nicht kommen.
Erstrebe Wissenschaft, doch stets bescheiden
Musst jeden Hochmuths du sie erst entkleiden,
Entfernen, was an ihr nur eitel Schein
Und Luxus ist und nicht ihr wahres Sein.
Vermeide selbst des Geistes Spielerein;
Blendender Tand ist's und geistreiche Pein,

*) Ueber diese Stelle sagt Mr. Taine: Après tout, y-a-t-il autre chose ici qu'une décoration? Voici ces vers si beaux traduits en prose; j'ai beau traduire exactement, de toutes ces beautés il ne reste presque rien. Dasselbe kann Herr Taine von jedem anderen Gedicht sagen, nachdem er es wörtlich in das Französische übersetzt hat.

Rein'ge den Grund und wehre solchen Trieben,
Die uns're Laster künstlich hoch getrieben.
Dann schau, wie wenig bleibt, was uns mag frommen
In Gegenwart, in Zeiten, die noch kommen.
Zwei Triebe sind in unserer Natur
Die stets sich widerstreben, stets gespalten:
Selbstlieb der eine, er treibt an uns nur,
Vernunft, der andre, möcht zurück uns halten,
Den nicht für gut, den nicht für schlecht wir halten,
Jedweder strebt das Ganze zu verwalten.
Und doch von ihrem beiderseit'gen Thun
Herleiten wir, ist dieses nur was Rechtes,
All unser Gutes und, würd' einer ruhn,
Der andre schaffen, auch all unser Schlechtes.
Selbstliebe ist die Quelle der Bewegung,
Sie stahl sich ganz in unsre Seel' hinein,
Die Waage haltend, fordernd Ueberlegung,
Kommt die Vernunft und möchte Herrin sein.
Ohn' jene würd' der Mensch zur That nicht kommen,
Ohn' diese würde all sein Thun nichts frommen;
'Ner Pflanze gleich würd' er am Boden stehn
Und Nahrung saugen, zeugen und vergehn;
Gleich einem Meteor den Raum durchirren,
Durch seinen Sturz auch andres noch verwirren.
Der erste Trieb zeigt stets die grösste Kraft;
Er regt uns an, treibt uns, wirkt stets und schafft;
Der andre, ruhig und ein Feind von Thaten,
Will stets bedenken, zögern und berathen;
Sofort'ges Glück schaut jener gierig an,
Vernunft zukünft'ges und was folgen kann.
Ja, dichter, als die Gründe der Vernunft,
Bestürmt uns der Begierden arge Zunft,
Und gegen ihre Zahl und Stärke mögen
Trotz Wachsamkeit jene nicht viel vermögen.
Drum, um der Stärkern Kraft nicht zu vermehren,
Brauch die Vernunft, hör gern auf ihre Lehren;
Dies wird Gewohnheit, wird Erfahrung bringen,
Durch sie wirst du das Uebermass bezwingen.
Mag der Pedant in grauer Schulweisheit
Die beiden Freunde lehren ew'gen Streit,
Und Grazie von der Tugend klüglich trennen,
Vernunft und Sinne ew'ge Feinde nennen.
Hochweise machen, wenn um nichts sie streiten,
Ganz wie die Thoren pudelnärr'sche Streiche,
Sie lassen sich von blindem Eifer leiten,

Hab'n keine Meinung, oder ganz die gleiche.
  Vernunft, Selbstliebe haben dies gemein,
Schmerz zu vermeiden, Freude zu erringen,
Die eine gierig möcht' das Ding verschlingen,
Die andre kosten süssen Honigseim,
Ohne dem Blumenkelch Gefahr zu bringen;
Vergnügen, was darunter wir uns denken,
Ob Falsches, Richtiges, darauf beruht,
Das grösste Uebel, das uns nur mag kränken,
Wie andrerseits auch unser grösstes Gut.
Die Leidenschaften kann man füglich nennen
Verschied'ne Arten unsrer Eigenliebe.
Dem Glücke sehn wir alle sie nachrennen
Ob recht, ob nicht, sie folgen gleichem Triebe.
Doch da man nicht von jedem Gut kann borgen,
Vernunft auch will, dass man für sich soll sorgen,
So Selbstsucht gar sich ihrer Sorge freut,
So lang sie sich vor schlechten Mitteln scheut.
Doch wenn ein Gut für andre wir erküren,
Mag solche Sucht der Tugend Name zieren.
  Der Apathie der Stoiker sich rühmt,
Doch seine Tugend wie in Eis erstarrt,
Erschlafft den Geist und macht die Seele hart,
Dem starken Geist die frohe That geziemt.
Wohl weckt in uns der Sturm 'nen Wiederhall,
Der Theile schädigt, schützend doch das All.
Wir segel'n auf des Lebens weitem Meer
Der eine hier, der andre dort einher,
Vernunft der Leitstern, doch die Leidenschaft
Ist Sturmesbrausen, ist Bewegungskraft.
Auch Gott wir nicht in ew'gem Frieden finden.
Er hebt den Sturm, er wandelt mit den Winden.
Und Leidenschaften, die stets kämpfend scheinen,
Besänftigt, zu verständ'gem Werk' sich einen;
Es ist genug, sie bändigen und sichten;
Denn darf der Mensch, was ihn ausmacht, vernichten?
  Den Pfaden der Natur Vernunft nachspüre
Und folge, wohin sie, wo Gott hin führe.
Lieb', Hoffnung, Freude ist's, was uns beglückt,
Hass, Furcht und Kummer ist's, was uns bedrückt,
Diese gemischt, wie 's der Vernunft entspricht,
Erhalten unsern Geist in Gleichgewicht;
Das Licht und Schatten freundlich sich abheben,
Giebt Stärke und leicht Farbe unserm Leben.
  Die Freuden nah' sich oder ferne zeigen,

Sie sterben im Genuss, zukünft'ge steigen;
Die nah'n geniessen, die zukünft'gen heben
Ist uns'res Geist's und Körpers ganzes Streben.
Sie reizen all', kein Reiz dem andern gleicht,
Dies Ding auf jenen Sinn sich stärker zeigt,
Daher auch, dass verschied'ne Leidenschaften
Stets mehr, stets wen'ger hell die Gluth anfachten;
Und daher auch, dass alles an sich rafft,
Gleich Aarons Schlange, die Hauptleidenschaft.
Sowie ein Mensch, gerufen kaum in's Sein
Vielleicht zugleich empfängt den Todeskeim,
Und dieser Keim, dem einst er muss erliegen,
Stets mit ihm wächst bei allen Athemzügen,
So ungehemmt sein Wesen ganz durchdringt
'Ne Leidenschaft, die völlig ihn bezwingt.
Wenn irgend was den Geist ihm will erheben,
Das Herz ihm wärmt und spornt zu edlem Streben,
Flugs tritt die Phantasie für jene ein,
Was gross und schön war, wird dann schlecht und klein;
Natur, Gewohnheit, gänzlich ungereimt,
Witz, Geist, ja alles sich zum Schlechten eint,
Vernunft sogar die Flamme mehr anfacht,
Sowie die Sonn' den Essig saurer macht.
Elende wir, die wir dazu verdammt,
Uns um Vernunft, die schwächliche, zu schaaren.
Hat sie nur Lehren, Waffen nicht zur Hand,
Was kann sie mehr als sagen, wir sei'n Narren,
Und lehren uns, nicht wie der Mensch genesen
Und ändern könnte sein verkehrtes Wesen,
Nein, nur wie er am besten es beweint,
Ein scharfer Kläger, doch hülfloser Freund;
Ja, oder auch vom Richterstuhle steigen
Und sich als Anwalt unsrer Schwäche zeigen
Und rathen unsrer Wahl, der schon gemachten,
Stolz, wenn wir ihren Rath nicht ganz verachten;
Affekte nur sie auf die Seite schafft,
Dass Raum wird für die stärkre Leidenschaft;
Wie, wenn sich ein Geschwür nach Innen theilt
Der Arzt oft wähnt, das Uebel sei geheilt.
Ja, gegen die Natur sind wir zu klein;
Nicht Führer kann Vernunft, nur Wächter sein.
Sie kann nur mildern, und muss mehr als Freund
Die Leidenschaft behandeln denn als Feind.
Die Leitung einer höhern Macht zufiel,
Sie treibt nicht alle hin zu gleichem Ziel;

So andre Leidenschaften uns zerzausen,
Wie andre Winde anderswohin brausen,
Doch die, die uns beherrscht, treibt fort und fort,
Was wir auch thun, uns nach demselben Port.
Mag Geld, mag Wissenschaft, Ruhm, Macht gefallen,
Wohlleben auch, ersehnet wohl vor allem,
Blind folgt man jedem, achtet nicht sein Leben;
Denn jeder hält vernünftig sein Bestreben:
Des Kaufmann's Sorg, des Weisen Indolenz,
Des Helden Stolz, des Mönches Abstinenz.
Die ew'ge Weisheit, die aus Bösem weiss
Zu schaffen Gutes, hat ein edles Reis
Auf unsere Hauptleidenschaft gesetzt,
Und so des Menschen Wesen abgeschätzt.
Urwüchsig wirkt in uns die Tugend nur,
Wenn sie entkeimt der innersten Natur;
Die Schlacken mischen, was zu fein sonst scheint,
Zu gleichem Ziel sich Geist und Körper eint.
Wie 'n Reis, das nie belohnt des Gärtners Plagen,
Auf wildem Stock gesetzt, lernt Früchte tragen,
Sprosst mächtig Tugend auf aus Leidenschaft,
Da die Naturkraft an den Wurzeln schafft.
Sieh, wie selbst Witz, ja Ehrbarkeit Gewinn
Zieh'n kann aus Furcht, Spleen, Hass und Eigensinn,
Wie Zorn den Muth, die Tapferkeit belebt,
Und schmutz'ger Geiz menschliche Klugheit hebt!
Lust, wenn gemeinem Drange sie entrückt,
Wirkt holde Lieb', die alle Welt beglückt,
Neid, der den niedern Sinn zum Sklaven macht,
Nacheiferung im tapfern Mann anfacht,
Ja, keine Tugend wirst du je vollführen,
Die nicht auf Stolz und Scham zurückzuführen.
Uns gab Natur (Hochmuth, wohin geschwunden!)
Die Tugend mit dem Laster eng verbunden;
Zum Guten gern Vernunft den Wagen rollt,
Als Titus herrscht' ein Nero, so er wollt'.
Was uns entsetzt in Catilina's Feuer,
Entzückt in Decius, macht Curtius uns theuer.
Durch gleichen Ehrgeiz, je nachdem es fällt,
Erwächst hier ein Verräther, dort ein Held.
So Licht und Schatten in uns sind verwebt,
Wer soll sie sondern? Gott, der in uns lebt.
Extreme der Natur erzeugen oft,
Dieselben Wirkungen ganz unverhofft,
So auch geheimnissvoll im Menschen scheinen

Sie zu demselben Werke sich zu einen.
Nur Thoren sind's, die daraus wollen schliessen,
Dass nirgends Tugend, nirgends Laster spriessen,
Wenn schwarz und weiss sich tausendfach verbinden,
Kann man desshalb nicht schwarz und weiss mehr finden?
Frag nur dein Herz und der Beweise Fülle,
Siehst du sie nicht, so ist es böser Wille.

Das Laster ist ein Unthier, dessen Mien'
Man nur zu sehen braucht, um es zu fliehn;
Doch oft gesehn, kann man sich dran gewöhnen,
Ja, öfter noch, sich gar damit versöhnen.
Doch wo sein Gipfelpunkt, man nie entschied.
Der Norden wo? In York, nun, auf dem Tweed.
In Schottland? Nun, auf den Orkaden. Dort?
Auf Island, Grönland und so weiter fort.

Fast jeder, der ein Laster zugiebt, sagt,
Dass es den Nachbarn noch viel stärker plagt;
Selbst solche, die im Pfuhl des Lasters leben,
Bemerken oder wollen's nicht zugeben;
Was mit Entsetzen nur der Gute schaut
Hält für das Rechte, der darin ergraut.

Von Tugend und von Laster ward hienieden
Jedwedem Sterblichen sein Theil beschieden.
Gleichmässig sich bei vielen beides eint,
Bei wenigen ein Theil zu mächtig scheint.
In Laune kann ein Narr oft kluge Sachen,
Der Weiseste selbst dumme Streiche machen,
Und niemals sind ausschliesslich hingegeben
Dem Bösen oder Guten wir im Leben.
Die Tugend und das Laster stets regiert
Das liebe Selbstint'resse, jeder rührt
Sich, einen Weg, zu finden, der ihm tauge;
Der Himmel hat das Ganze nur im Auge.
Er wirkt entgegen Launen und Gebrechen,
Des Lasters Folgen weiss er abzuschwächen
Giebt jedem, der noch schaut das Licht der Sonne,
Der Jungfrau Scham, und Dünkel der Matrone,
Giebt denen schnelle Kühnheit, welche rauben,
Den Fürsten Hochmuth und der Menge Glauben.
Auf Eitelkeit reift er der Tugend Aehren,
Die andern nützt und Lohn gern mag entbehren,
Auf unsrer Seele Mängeln ward gestellt
So Frieden, Ruhm und Glück der Menschenwelt.

Abhängig schuf er uns all von einander
Als Herr, als Knecht, als Freund und als Verwandter;

Jedweder Hülfe braucht zu seinem Werke,
So wird des Einzlen Schwäche Aller Stärke.
Und Leidenschaft und Mängel sind nur Gründe,
Dass enger sich das Staatsint'resse binde.
Wir schulden diesen Freundschaft, treue Liebe,
Häusliche Freuden und viel edle Triebe,
Und von denselben, wenn der Tod naht, lernen
Wir auf solch' Glück verzichten, ohne Härmen;
Halb lehrt Vernunft, halb unsrer Kräfte Schwinden
Gefasst im Tod einen Erlöser finden.
Was auch die Leidenschaft, ob Wissen, Ruhm, ob Geld,
Jedweder seine für die bessre hält.
Die Forschung ist dem Weisen Hochgenuss,
Dem Thoren das, dass er nichts lernen muss,
Der Reiche glaubt sein Gold sein höchstes Gut,
Der Arme fühlt sich reich in Gottes Hut.
Der Blinde tanzt, der Krüppel singt und lacht,
Denn ihr Gebrechen kümmert sie nur wenig,
Der Trunkenbold aus sich 'nen Helden macht,
Im Wahnsinn dünkt sich Mancher gar ein König,
Der hung'rige Chemist im goldnen Drange
Ist selig, wie der Dichter im Gesange.
Ein jeder Stand, schau! hat auch sein Behagen,
Doch Eigendünkel alle in sich tragen,
'Ne Leidenschaft füllt jedes Alter aus,
Die Hoffnung alle, über's Grab hinaus.
Sieh nur das Kind! Natur hat's so gemacht,
Dass einer Rassel freudig es zulacht,
Das hübsche Spielzeug freut den Knaben sehr,
Ein wenig bunter nur, sonst ganz so leer;
Gold, Titel, Band erfreut die reifer'n Jahre,
Gebetbuch, Rosenkranz die weissen Haare,
Ergötzt durch dieses wie durch frühres Spiel,
Bis unser Lebenspiel gelangt zum Ziel.
Inzwischen malet unsre Phantasie
In kühnem Schwung die farb'gen Wölkchen, die
Die Lebenstage uns so hold verschönen,
Mit manchem Misston milde uns versöhnen,
Wo Glück ermangelt, tritt die Hoffnung ein,
Wo Geistesleere, muss es Dünkel sein.
Und diese beiden bauen auf so mächtig,
Dass gegen sie Erfahrung fast ohnmächtig.
Im Becher, den der Narrheit Hand erhoben,
Schwimmt sicherlich die Blase Freude oben.
Ist fort 'ne Aussicht, andre gleich sich heben,

Umsonst ward keine Thorheit uns gegeben,
Nach Gottes Rathschluss macht die Selbstsucht gar
Der Andern Mangel an dem eignen klar,
Ein Trost noch bleibt dir! Ja, gesteh' dir's leise:
Ist auch der Mensch ein Thor, Gott ist stets weise.

III. Epistel.

Das war es ja! „Der Urgrund aller Dinge
Erstrebt ein Ziel, doch auf verschiednen Wegen.“
In aller Thorheit, den dir Reichthum bringe,
Im eitlen Prunk, den Stolz dir führt entgegen,
In deiner Jugend übermüth'ger Fülle
Vergiss nicht jene Wahrheit zu verehren.
Zu jeder Zeit, am Tag, in nächt'ger Stille,
Am meisten doch beim Beten und Belehren.
Schau dich nur um! Sieh, wie der Liebe Kette
Um Erd' und Himmel sich durch alles zieht.
Schau die Natur, neubildend um die Wette,
Wie ein Atom das andere anzieht,
Und angezogen, selbst zum Nachbarn flieht.
Sieh, wie Materie, tausendfach belebt,
Das Centrum, ein gemeinsam Gut, erstrebt;
Sieh, wie die Pflanze, sterbend, nährt die Heerden,
Wie Wesen, sterbend, wieder Pflanzen werden,
Die Form, so stirbt, lässt andre Form entstehn,
Ein ewig Werden ist es und Vergehn;
Gleich Blasen aus des Urstoffs Meer sie steigen,
Sie platzen auf, und neue stets sich zeigen.
Fremd ist da nichts, dass nichts dem Ganzen fehle,
Durch jedes Sein zieht sich die eine Seele,
Die Alles eint, das Grösste mit dem Kleinen.
Zu gegenseit'gem Nutzen sich vereinen
So Mensch wie Thier; je nach Gelegenheit,
Jetzt dienend, dann bedient; Nichts steht abseit —
So schlingt sich fort dies unsichtbare Band,
Und wo es endet, Keinem ist's bekannt.
Schuf Gott, du Thor, nur alles dir zu Nutz,
Nur dir zur Lust, zur Nahrung und zum Schutz?
Er, der in's Leben rief das schlanke Reh,
Das auf der Tafel deinen Gaumen freut,
Hat für dasselbe auch den saft'gen Klee
Und duft'ge Kräuter auf das Feld gestreut.
Wie, nur für dich die Lerche steigt und singt?

Die Freude hebt den Ton, macht sie beschwingt.
Für dich schwillt im Gesang des Hänflings Brust?
Nein, eig'ne Freude ist's und Liebeslust.
Der muth'ge Hengst, den deine Schenkel drücken,
Nimmt Theil an deinem Stolze und Entzücken,
Das träge Schwein, das deinen Ruf nicht kennt,
Lebt von den Müh'n und Walten deiner Händ'!
Der Samen, den du streust, wär dir allein?
Des Himmels Vögel heimsen froh ihn ein.
Der volle Herbst des goldnen Jahrs wär dir?
Ein Theil gebührt dem wohlverdienten Stier.
Natur will allen ihren Schutz gewähren.
Der Pelz des Königs wärmte einst 'nen Bären,
Und während du noch rufst: alles ist mein,
Kreischt eine Gans: Der Mensch ist mir allein.
Wie du sie hegst und pflegst, das ward ihr kund,
Und Futter reichst, doch nicht aus welchem Grund.
Traun, grad so sehr muss an Vernunft versünd'gen,
Sich, der es wagt, den Satz noch zu verkünd'gen,
Dass die Natur gemacht in jedem Falle
Alles für Eins, das Eine nicht für Alle.
  Gesetzt, den Schwachen führ' der Stärkre an,
Der Mensch sei Aller Geist, Aller Tyrann,
Ihn lenkt Natur; denn er erkennt allein,
Und lindert fremde Nothdurft, fremde Pein.
Sprich! Wird der Falk, der auf 'ne Taube fällt,
Sie spar'n, da ihr Gefieder ihm gefällt?
Sprich! Werden wohl des Käfers goldne Schwingen
Die Elster hindern, jenen zu verschlingen?
Entzückt die Eule Philomelens Lied?
Für Alle sorgt der Mensch: Den Wald beschied
Er allem Wild, den Rindern grüne Weiden,
Den Fischen seinen Teich. Theils seine Freuden,
Theils sein Int'resse lassen so ihn walten,
Doch mehr noch heisst sein Stolz ihn so zu schalten.
Sie leben all' von einem eitlen Herrn,
Geniessen seines Luxus Segen gern.
Das Thier, wonach gelüstet heiss sein Magen,
Er rettet es von Hunger, Durst und Plagen,
Bewirthet selbst und füttert auf das Beste
Das Thier, das er ersehn zum eignen Feste,
Macht es beglückt, soviel es ihm gegeben,
Bis zu der Stund, wo er ihm nimmt das Leben.
Und nicht mehr sieht's den Streich und fühlt das Wehe,
Mehr als der Mensch, getroffen aus der Höhe.

Das Thier hat seines Lebens Fest für sich,
Wenn deins vorbei, kommt auch die Reih' an dich.
Ob mit Vernunft, ob mit Instinkt geziert,
Freut Jedes sich der Kraft, die ihm gebührt,
Zu Aller Glück, und dass den Weg es fände
Zu dem ihm vorgesteckten Ziel und Ende.
Sprich, wo Instinkt die Bahn hat abgetreten,
Ist da Koncil und Papst wohl noch vonnöthen?
Allein Vernunft, mit Recht so hoch gehalten,
Ist nie beeilt und dient nur angehalten,
Bleibt aus selbst dann, wenn wir sie angerufen,
Doch biederer Instinkt kommt ungerufen,
Trifft stets sein Ziel, hat nie es überrannt,
Vernunft jedoch hat oft ihr Ziel verkannt.
Er ist stets sicher. Freuden zu gewinnen,
Die menschlicher Vernunft gar oft entrinnen,
Auch dient er stets und kann sich niemals irren,
Sie ab und zu und kann sich leicht verwirren.
Nachdenken, Handeln, Kräfte unsres Seins
Sind ungetheilt beim Thiere, sind noch eins.
Wohl magst Vernunft du füglich höher schätzen,
Die unser Gut, als jene thier'sche Kraft,
Doch nimmer darfst du diese unterschätzen,
In jener wirkst du selbst, in ihr Gott schafft.
Wer lehrte wohl absonderen das Wild
Das Gift von dem, was seinen Hunger stillt,
Den Sturm vorschauend, durch 'ne schnelle Flucht
Schutz finden in der sichern Bergesschlucht?
Wer lehrt die Spinne ziehen Parallele
Ganz ohne Rechenkunst, ohn' Stab und Elle?
Wer hat dem Storch den Flug südwärts gewandt
Nach Strichen, Ländern, die ihm unbekannt?
Wer stellt den Rath, wer giebt die Stunde an,
Wer formt die Phalanx, und wer zeigt die Bahn?
Es sä'te Gott in jedes ird'sche Sein
Besond'res Glück, besond'res Ziel hinein.
Doch Ganzes schaffend, dass er All' entzück'
Baut' er auf Aller Mängel, Aller Glück.
So hat die ew'ge Weisheit es verhängt,
Dass Thier an Thier und Mensch an Mensch sich drängt.
Was immer in dem lichten Aether schwebt,
Was in den graus'gen Meerestiefen lebt,
Was froh durcheilt das feste Erdenrund,
(Wem wurden alle Kreaturen kund?)
Sie mögen sonst sich tausendfältig zweigen,

Eins sind sie doch: im Nähren und Erzeugen.
Nicht nur der Mensch, der Vogel in der Luft,
Im Meer der Fisch, das Wild in Bergeskluft,
Ein Jedes liebt noch ausser sich ein Wesen:
Vom anderen Geschlechte auserlesen.
Nicht stirbt die Lieb' mit der erloschnen Gluth,
Sie lieben wieder sich in ihrer Brut;
Man sieht sie beide freudig sich den Mühn
Der Fütt'rung, der Vertheid'gung unterziehn;
Doch zieht hinweg das Junge leichtbeschwingt,
Dann endet Sorge, endet der Instinkt;
Die Bande löst sich, und erneuter Gluth
Folgt andre Liebe, folgt 'ne andre Brut.
Der schwache Mensch beansprucht läng're Mühn,
Und läng're Sorgen fest're Bande ziehn;
Vernunft, Vergleichung stärken diese Triebe,
Das Selbst-Int'resse knüpft die Gattenliebe.
Nach Wahl nur und mit Sympathie wir glühn,
Und Leidenschaft und Tugend neu erblühn;
Durch stete Mühen, durch gemeinsam Rathen
Erwächst Wohlwollen aus der Liebe Thaten.
Dem ersten Sprössling folgen and're dann,
Was Liebe schuf, das nun Gewohnheit kann,
Der letzte, kaum zur Manneskraft gelangt,
Sieht bleichen den, dem er das Leben dankt.
Erinn'rung, Vorschau reichen sich die Hände,
Das auf den Anfang hinweist, dies auf's Ende,
Und ankbarkeit, Freud', Hoffen ungeschwächt
Erhalten die Familie, das Geschlecht.
Nicht blind sie waren im Naturzustand,
In diesem ordnet Alles Gottes Hand.
Die Eigenliebe und die Nächstenliebe
Entsprangen beide doch demselben Triebe.
Und Thier und Mensch und alles weit und breit,
Erfreute sich des Seins in Ewigkeit.
Stolz gab's noch nicht, noch Künste ihm zu dienen,
Und Mensch und Thier noch lange eins erschienen;
Derselbe Schatten ward, dieselbe Frucht,
Das gleiche Bett von beiden aufgesucht.
Kein Mord verschaffte ihm unnöth'ges Kleid,
Kein Mord sein Mahl. In schöner Einigkeit
Ein tausendstimmger Chor im grünen Wald
Zu des Allmächt'gen Lob und Preis erschallt.
Der Altar war noch nicht mit Blut befleckt,
Noch nicht mit Gold und buntem Tand bedeckt,

Der Priester, noch von Mord, Bestechung rein.
Stand schuldlos vor dem unentweihten Schrein.
Gott als Erhalter Aller ward verehrt;
Des Menschen Vorrecht blieb auch unversehrt:
Mit Milde herrschen, nicht mit blut'ger Hand.
Wie hat in spätrer Zeit sich das gewandt!
Ein Schlächter, würgt er tausend Leben ab,
Schlingt sie hinein wie ein lebendig Grab,
Und ungerührt hört der Natur Verächter
Die Seufzer Aller, seiner Mordlust Knecht,
Vernichtet er die andern Thiergeschlechter,
Betrügt mit List sein eigenes Geschlecht.
Doch Schlemmerei stets Krankheit folget nach,
Ein jeder Mord ruft einen Rächer wach,
Und aus dem Blut, den Wunden, die noch klafften,
Entsprangen ihm die wilden Leidenschaften,
Die so ihn formten, dass der Mensch erscheint
Dem Menschen wahrlich als der schlimmste Feind.
  Schau, wie zur Kunst er sich allmählich fand,
Instinkt zum Muster nahm sich der Verstand,
Die Stimme der Natur so zu ihm sprach:
Betracht' die Thiere, folge ihnen nach!
Vom Rinde lern' der Kräuter Eigenschaft,
Vom Vogel, welche Frucht der Wald verschafft,
Und von der Biene lern' dein Haus zu bauen,
Zu pflügen wie, lässt dich der Maulwurf schauen,
Der Frosch belehrt dich in der Kunst der Schwimmer,
Die Kunst zu weben lehrt der Seidenspinner;
Betracht den Fisch, und bald wirst du es wagen,
Die flüss'ge Woge nach dem Takt zu schlagen;
Hier find'st du alles einen Staat zu bauen,
Und hier lern' auch Vernunft sich selbst vertrauen.
Sich Staaten unterirdisch hier voll Leben,
Am Baum dort Städte in den Lüften schweben;
Schau jedes Völkchen ist an Formen reich,
Hier ist ein Freistaat, dort ein Königreich.
Die Ameis' scheint darin sich zu gefallen,
Dass Gut und Herrschaft ist gemeinsam Allen;
Die Biene aber liebt ihr Königthum,
Gesondert Haus, gesondert Eigenthum.
Gesetze heilig, wie Natur so weise,
Bewahr'n den Staat in hergebrachter Weise;
Und was Vernunft auch immer mag ersinnen,
Viel weis're Regeln wird sie nicht gewinnen,
Ja, die Gerechtigkeit wird sie verletzen,

Gefangen in dem Wirrsal von Gesetzen;
Denn Recht wird Unrecht, richtet man zu strenge,
Was Einem passt, passt nicht auch für die Menge.
Doch geh', regiere über alle Wesen,
Als Weiser bist zum Herrschen du erlesen,
Und für die Kunst, die dich Instinkt gelehrt,
Sei du als Fürst gekrönt, als Gott verehrt.
So sprach Natur, der Mensch hat sie verstanden;
Und Städte und Gesellschaften entstanden.
Hier wuchs ein Staat, ein kleinrer nahebei,
Durch Liebe oder Furcht gebracht zur Treu'.
Wenn hier die Sonne zeitigt voll're Aehren,
Die Bäume dort mit Früchten sich beschweren,
Kann, was der Krieg raubt, Handel auch gewähren,
Und wer als Feind kam, wird als Freund heimkehren.
Verkehr und Liebe banden fester nur,
Als Liebe Freiheit war, Gesetz Natur.
So wuchs der Staat heran, der Fürst noch unbekannt,
Bis Aller Nutzen Einen so benannt;
Nur Tugenden, in Künsten oder Waffen
Dem Einen konnten solche Ehr' verschaffen,
Nur Tugenden die Söhn' im Vater achten,
Und Volkes Väter aus den Fürsten machten.
Prunklos der Patriarch im jungen Reich
War Priester, Fürst und Vater auch zugleich;
Gesetz sein Aug', Orakel seine Zung',
Sie glaubten ihm, wie einer Vorsehung.
Er aus gefurchtem Feld liess Frucht entspringen,
Das Feuer lehrt' er sie, die Fluth bezwingen,
Zog Ungeheuer aus dem Meer herauf,
Erlegt den Adler jäh in schnellem Lauf.
Doch auch sein Leben kann nicht ewig dauern,
Und der Gott schien, als Menschen sie betrauern.
Zu kennen seinen Ursprung sie begehrten,
Und ein Urahn sich fand, den sie verehrten.
Die Tradition, dass einst dies All begann,
Der Sohn vom Vater nahm sie willig an.
Den Schöpfer von dem Werk noch streng man schied,
Und die Vernunft nur einen Gott errieth.
Eh' schiefer Witz brach diesen stet'gen Strahl,
War noch des Menschen Urtheil ganz normal.
Er sah, wie Gott einst, da vom Werk er ruht',
Dass Alles, was geschaffen war, war gut.
Zur Tugend führte Freude ihn die Bahn,
In Gott nur betet er den Vater an,

Liebe sein Glauben, seine einz'ge Pflicht,
Ein Mensch von Gottes Gnaden war noch nicht.
Nichts Böses konnt' zu Gott er sich versehn,
Und unter einem Fürsten nur verstehn
Ein hohes Gut, für Alle weit und breit,
Und wahrer Glauben, wahre Staatsweisheit,
Sie waren damals engvereinte Triebe,
Jenes die Gottes-, dies die Menschenliebe.
  Wer lehrte erst gemeinen Sklavenseelen,
Die bunte Vielheit sei gemacht für einen!
Nichts gegen die Natur kann stärker fehlen,
Und stärker nichts des Seins Urgrund verneinen.
Die rohe Kraft treibt stets zu Raub und Krieg,
Der giebt Gesetze, dem verblieb der Sieg.
Und Aberglauben lehrt dann seine Treuen
Vor des Tyrannen Bildniss Weihrauch streuen,
Leiht jetzt ihm Hülfe, theilt dann seine Macht,
Und aus dem Volk 'ne Sklavenheerde macht.
Er lehrte betend ringen beide Hände,
Wenn jäh im Aufruhr sind die Elemente,
Die Fluth sich hebt, wenn bebt der Erde Schooss,
Zu Kräften, ungesehn, drum riesengross.
Wenn finster wird der Mond, wenn Städte schwanken,
Sieht er Dämonen steigen, Götter wanken.
Und Höll' und Himmel hat er fest placirt,
Mit Göttern und mit Teufeln ausstaffirt;
Die Götter, neidisch, zänkisch, voller Schwächen,
Parteiisch, lüstern, stets bereit zu rächen,
Tyrannen, wie sie Feiglinge sich träumten,
Zu ehren sie, Tyrannen drum nie säumten.
Nicht Milde mehr, nein, grimmer Eifer war
Hinfort verfolgt nur von der gläub'gen Schaar.
Der Dünkel dient dem Himmel zum Gestell,
Und auf Missachtnng baute sich die Höll'.
Nicht heilig mehr des Sternenhimmels Zelt,
Ein Tempel ward aus Marmor hergestellt,
Den Altar zierte bald geraubtes Gut,
Bald dampfte er vom ersten Opferblut,
Der Priester bald des Thieres Fleisch verzehrte,
Der grimme Götz bald Menschenblut begehrte.
Und wie der Blitzstrahl jäh die Luft durchzückt,
So warf der Priester Bann und Interdikt,
Durch weite Länder, ohne zu erröthen,
Missbraucht' er Gottes Namen, um zu tödten.
  Selbstlieb treibt so durch Recht und Unrecht hin

Zu Eines Ehrgeiz, Herrschaft, Lust, Gewinn,
Doch gleicher Trieb, der ja in Allen lebt,
Durch Recht, Gesetz dem Einen widerstrebt.
Was ihm gefällt, wenn Viele danach gieren,
Was kann der Eine, wenn sie rebelliren?
Wie kann dem Einen der Besitz wohl dauern,
Wenn Tag und Nacht ihn Tausende belauern?
So liess denn Sicherheit ihn selbst d'ran denken,
Die eigne Herrschaft weise zu beschränken;
Denn Alle müssen gleich das Gut beschützen,
Was jeder Einzelne gern möcht' besitzen.
Bekehrt zur Tugend nur durch Sicherheit,
Uebten selbst Könige Gerechtigkeit.
Selbstliebe kam vom falschen Pfad zurück
Und fand sich wohl im allgemeinen Glück.
  Dann war es, dass, erleuchtet hell durch Gott,
Ein edler Mensch erschien, ein Patriot,
Ein Dichter, die Moral neu zu beleben,
Den Glauben, welchen einst Natur gegeben.
Er zündet' an ein längst verlosch'nes Licht,
Sein eignes und ein neues ist es nicht.
Auch lässt er bald durch Worte oder Thaten
Nicht Gottes Bild, den Schatten nur errathen,
Lehrt Volk und Fürst sich ihrer Macht erfreun
Und Uebermass sowie auch Schwäche scheun;
Denn Gross und Klein im Staat ist so verbunden,
Dass, was dies schmerzt, auch jenes muss verwunden,
Bis die Int'ressen, scheinbar so verschieden,
Im guten Staat sich einigten in Frieden.
  Das ist die grösste Harmonie der Welt,
Wenn Klein nicht leidet, Gross nicht stets will glänzen,
Und Schwach und Stark da sind, sich zu ergänzen,
Wenn mächt'ger wird, was Andern nützt und frommt,
Beglückt es And're, ihm auch Segen kommt,
Wo alles einen Mittelpunkt umkreist,
Ob Thier, ob Mensch, ob Engel oder Geist.
  Ein Thor mag wohl gerathen drob in Hitze,
Welch eine Staatsform wohl am meisten nütze,
Unstreitig wohl das grösste Lob gebührt
Dem Staat, der wird am weisesten regiert.
Die Glaubensnorm macht Eif'rern viel zu schaffen,
Dess Glauben ist nicht schlecht, der lebt rechtschaffen;
Falsch sind, die jenes eine Ziel verrücken,
Doch göttlich, die uns bessern und beglücken.
Gestützt gleich Reben kann der Mensch nur leben.

Was liebend er umarmt, muss Kraft ihm geben,
Wie sich um ihre Ax' Planeten drehn,
Und doch zugleich auch um die Sonne gehn,
So sind auch uns zwei Kräfte anvertraut,
Die auf das Selbst, die auf das Ganze schaut.
Die Vorsehung schuf so der Wesen Reich,
Dass Selbst- und Nächstenliebe sich sind gleich.

IV. Epistel.

Glückseligkeit! dies Endziel alles Strebens,
Der Leitstern und der Zweck des Menschenlebens,
Lust, Freud', Zufriedenheit, wie nur es nennen,
Dies Etwas, dem mit Schmerzen wir nachrennen,
Für welches unser Leben wir ertragen,
Und muthig auch dem Tod zu trotzen wagen,
Das stets so nah', und doch nie ganz zur Hand,
Von Narren und von Weisen oft verkannt;
Du Himmelspflanze, sprich! wenn ausgestreut
Auf ird'scher Flur, wo deine Frucht gedeiht?
Schiesst hoch du auf in eines Hofes Glanz?
Fügst du dich ein dem grünen Lorbeerkranz,
Den Musen hold um Denkerstirnen winden!
Bist du im Schacht beim Edelstein zu finden?
Wie, oder reifst du gar auf blut'gem Feld,
Pflückt dich mit Eisenfaust des Krieges Held?
Wo wächst, wo wächst sie nicht? Wenn nicht zu sehn,
Der Boden nicht, die Pflege hat's versehn.
Denn wahres Glück, an keinen Ort gebunden,
Wird nirgends oder überall gefunden.
Nicht Gold erkauft es, Freiheit seine Zier,
Vom Hof geflohn, weilt es, St. John, bei dir.
Frag den Gelehrten nicht, willst du es finden,
Der lehrt die Welt fliehn, der sie sich verbinden,
Der sieht's im Handeln, der im Nichtsthun liegen,
Der nennt's Zufriedenheit, und der Vergnügen.
Wer so es definirt, ist ohn' Geschick;
Denn wenig sagt er mehr, als: Glück ist Glück.
Der nennt Vergnügen ohne Schmerzen sein,
Dem ist die Tugend, dem gar alles Schein.
Folg' der Natur und lass die Grübelei,
Du kannst es fassen. Sieh, die Bahn ist frei
Zu seinen Gütern, such sie nicht zu weit,
Brauch nur Vernunft und zeige Redlichkeit;

Du magst ob der Vertheilung dich beklagen,
Gleich allerwärts Vernunft und Wohlbehagen.
Erinn're dich: „der Urgrund aller Dinge
Erstrebt ein Ziel, doch auf verschied'nen Wegen,
Und wirkt, dass wahres Glück nicht Einem bringe,
Nein, dass es Allen bringe seinen Segen.“
Den Einzelnen trifft nie ein Glück, ein Heil,
An dem nicht die Gesammtheit hätte Theil.
Wo ist der Räuber, der vom Morde lebt,
Wo der Tyrann, der stolz sich überhebt,
Der Eremit, der an das Kreuz sich schmiegt,
Und der als Mensch allein sich selbst genügt?
Ja, der Verräther gar und Menschenfeind
Wünscht 'nen Bewundrer sich, ja selbst 'nen Freund.
Entfern die Wirkung auf der Andern Sinn,
Dann sind die Freuden, ist der Ruhm dahin.
Jedem sein Theil, wer mehr davon begehrt,
Sieht ein sehr bald, dass er sich nur beschwert.
Die Ordnung ward vom Himmel eingesetzt,
Dass All' sich fügten; wenn dies zugegeben,
Dann diese Ordnung nimmer es verletzt,
Dass Unterschiede sind im Menschenleben.
Der ist mehr reich, mehr klug, drum mehr beglückt
Wer also schliesst, dem ward der Kopf verrückt.
Gott hat gerecht das Glück vertheilt, wir meinen,
Wenn Aller Gaben uns gleich gross erscheinen;
Doch eine kurze Umschau muss uns lehren,
Dass gegenseit'ge Mängel Glück vermehren.
Auf der Natur vielfält'gen Unterschieden
Beruht auch ihre Harmonie, ihr Frieden.
Vermögen, Stellung ändern daran wenig,
Glück bleibet Glück beim Unterthan, beim König,
Im Schützling, im Beschützer, gleich verbunden,
Im Freund und dem, der einen Freund gefunden.
Dieselbe Seele wirkt in jedem Glied,
So gleiches Glück Gott Allen hier beschied.
Wie, hätt' Fortuna gleich vertheilt die Gaben,
Würd' dann die Menschheit keinen Streit mehr haben?
Wenn wahres Glück stets Allen Glück soll bringen,
Kann nimmer es beruhn in äussern Dingen.
Blind mag Fortuna ihres Amtes walten,
Der sich für glücklich, der unglücklich halten,
Der Himmel weiss dies alles auszugleichen,
Von dem will Hoffnung, jenem Furcht nicht weichen.
Im Glücke bangst du, was die Zukunft bringe,

Im Unglück hoffst du auf den Lauf der Dinge.
Wie, Staubgeborne, wagt ihr noch zu thürmen,
So Berg auf Berg, den Himmel zu erstürmen
Der schaut euch Thoren lächelnd also zimmern,
Begräbt euch in den angehäuften Trümmern.
So wisse denn, dass alles Glück hienieden,
Das die Natur, die Gottheit hat beschieden,
Dass alle Freuden, die Vernunft gewährt,
Dass alle Lust, den Sinnen hier bescheert,
In dreier Worte Deutung du kannst finden:
Gesundheit, Frieden, äussres Wohlbefinden.
Gesundheit nur mit Mässigkeit sich zeigt,
Und inn'ren Frieden Tugend nur erzeugt.
Ein äussres Glück, ein Schlecht'rer mag's gewinnen,
Doch wahres Glück wird dieses nie ihm bringen.
Und auf der Jagd nach Glück riskirt nicht der,
Dem alles recht, mehr als der hält auf Eh'r?
Im Unglück, Glück, schau' Laster, Tugend an
Wen trifft Verachtung, wer trifft Mitleid an?
Zähl' jeden Vortheil auf, den Laster bringt,
Nur solche sind's, um die kein Guter ringt.
Dem Bösen magst du alles Glück gewähren,
Eins muss entbehren er, der Tugend Ehren.
Die ew'ge Wahrheit hat verkannt, der meint
Die Tugend sei mit Leiden stets vereint,
Mit Freud' das Laster. Nein, wer Gottes Geist
Erfasst, ihm folgt, der ist beglückt zumeist.
Unglücklich nennt ein Thor den guten Mann,
Weil ihn ein Uebel traf, wie's jeden kam.
Starb Falkland *) nicht, der Held, so tugendreich!
Türenne, den edlen, traf der Todesstreich,
Sich Sidney **) bluten, schwarz von Pulverdampf,
Geschah's aus Tugend oder Lust am Kampf?
Sprich war es Tugend nicht im höchsten Grad,
Die, Digby ***), dir verkürzt den Lebenspfad?
Wenn Tugend liess die Söhne jäh hinsinken,
Warum noch Vätern Lebensfreuden winken?
Warum sog ein der Bischof †) rein're Luft,

---

*) Falkland starb für die Sache seines Königs Karl's I. bei Newberry 1643.

**) Sidney, der Verfasser der Arcadia, wurde 1586 bei Zütphen tödtlich verwundet.

***) Sir Robert Digby, ein Freund Pope's, starb als junger Mann 1724.

†) Es ist hier ein Bischof von Marseille gemeint, der im Jahre 1720 bei einer Pest sich durch sein aufopferndes Benehmen auszeichnete.

Da alles um ihn her war Grabesduft!
Warum schlägt lang, (wenn lang das Leben hier)
Ein Mutterherz, dem Armen wie auch mir?*)
   Was physisch, was moralisch Uebel heisst!
Dort irrt Natur ab, hier des Menschen Geist.
Gott schickt kein Uebel, so nur recht genommen,
Was Einzelnen so scheint, muss Allen frommen.
Der Zufall macht's, Natur es nicht verwehrt,
Gering so lang', bis es der Mensch vermehrt.
Mit gleichem Recht den Himmel wir verklagen,
Dass Kain seinen Bruder hat erschlagen,
Wie dass der tugendhafte Sohn erduldet,
Was sein wollüst'ger Vater einst verschuldet.
   Der Himmel sollt', wie's Fürsten wohl mag geben,
Für einen Günstling sein Gesetz aufheben!
Soll der Vesuv, wenn sich ein Forscher näh'rt,
Den Donner halten, stopfen seinen Heerd?
Soll Luft und Meer sich plötzlich anders schwingen,
Gerechter Bethel,**) Lind'rung dir zu bringen?
Wenn sich ein Felsblock aus den Fugen löst,
Soll Schwerkraft feiern, weil du grad da stehst?
Ein alt Gemäuer sollt' den lockern Stein
Anhalten, weil er Chartres***) brächte Pein?
   Dem Thor'n jedoch die Erde nicht gefällt,
Er unternähm's zu bau'n 'ne bessre Welt.
Ein Reich dann der Gerechten lass entstehn,
Doch wie sie einig sind, magst erst du sehn.
Den Guten wohl gebühren Gottes Gnaden,
Doch wer sind sie? Nur Gott kann es errathen.
Der hält Calvin vom heil'gen Geist erhellt,
Der nennt ein Werkzeug ihn der Unterwelt.
Trifft Calvin Gottes Fluch hier oder Segen,
Preist dieser Gott, der leugnet ihn dagegen.
Was Einen freut, wird Anderen missfallen,
Ein einziges System passt nimmer Allen.
Den Besten selbst muss alles anders scheinen,
Und deiner Tugend Lohn passt nicht der meinen.
Was ist, ist gut. Die Welt war da, fürwahr!
Für Cäsar, doch für Titus auch. Wer war
Wohl glücklicher, der sie in Banden legte,
Wie, oder der sie wie ein Vater hegte?

*) Pope's Mutter starb in hohem Alter im Jahre 1733.
**) Ein Freund des Dichters, der brustleidend war.
***) Ein aus seinem Vaterlande vertriebener und sowohl wegen seine Reichthümer als wegen seiner Ausschweifungen damals bekannter Franzose.

Was thut's, wenn auch mal Tugend leidet Noth
Und Laster schwelgt? Ist Tugendlohn denn Brod?
Dem Lasterhaften kann's die Arbeit bringen,
Ein Schelm kann es durch Schlauheit sich erringen,
Ein Narr verdient es, wenn auf schwankem Boot
Auf des Tyrannen Wort er trotzt dem Tod.
Ein Guter mag Gewinn füglich verachten;
Zufriedenheit — danach nur mag er trachten.
Denn sei er reich! Ist jeder Wunsch erfüllt?
Sein Durst nach Macht blieb ja noch ungestillt.
So füge Macht Gesundheit noch hinzu.
So lang die Macht beschränkt, hat er nicht Ruh.
Warum nur ird'sche Güter er erhält?
Warum nicht Gott er, Himmel nicht die Welt?
Wer also urtheilt, wird nie weise denken,
Gott giebt genug, so er hat mehr zu schenken.
Unendlich seine Macht, wär' so auch dein Verlangen,
Sprich, wo würd' endlich es zu Ruh gelangen?
Was Irdisches nicht giebt noch kann verleiden,
Der Seele Sonnenschein, des Herzens Freuden,
Ist Tugendpreis. 'Nen bessren willst du haben?
So lass die Demuth in 'ner Kutsche traben,
Des Siegers Schwert gieb der Gerechtigkeit,
Und steck' die Wahrheit in ein Gallakleid,
Dem edlen Patrioten gieb zum Lohne,
Dass er die Freiheit schützt, 'ne Fürstenkrone.*)
O Thor, der glaubt, dass Gott uns dort bescheert
Mit all dem Tand, den hier ein Narr begehrt.
Gleich dem Indianer, lass dir mit doch geben
So Weib und Hund und Spiess in's andre Leben.
Geschenke sind's, die nicht die rechten wären,
Die den Beglückten müssten jäh versehren.
Im Alter selbst erschüttern sie die Tugend
Zu oft noch, die erprobt sich in der Jugend.
Nur Guten bringt der Reichthum zum Gewinn
Die Achtung Andrer und zufriednen Sinn.
Senate, Richter sind erkauft durch Gold,
Achtung und Liebe standen nie in Sold.
O Thor! zu denken, dass Gott den verachte,
Der sich zum Freunde aller Menschen machte,
Und dessen Leben und Gewissen rein,

---

*) Dieser Vers war direkt gegen den König Georg II. gerichtet, welcher zu Lebzeiten seines Vaters im Parlament die Oppositions-Partei gegen die Regierung anführte. Bei seiner Thronbesteigung verliess er die Partei und behielt das Ministerium Georg's I.

Nur weil sein Aufwand, sein Vermögen klein.
Nicht haftet Ehr, nicht haftet Schmach und Schand'
An einer Stellung oder einem Stand.
Füll' deinen aus, darin such alle Ehre,
Ob dir das Glück nun viel, ob nichts bescheere.
Der prangt mit Tressen, der mit Lumpen gar,
Im Schurzfell Schuster, Priester im Talar,
In der Kapuz der Mönch und der Monarch
Im Purpur. Sprich, was scheidet sich so arg,
So rufst du aus, als Krone und Talar?
Ich meine, Freund, ein Weiser und ein Narr.
Du siehst's, wenn Krone mit Kapuz' vertauscht,*)
Und schustergleich der Priester sich berauscht.
Fehlt inn'rer Werth, der macht den Mann allein,
In jeder Stellung wird man Schurke sein.
Das Andre ist trotz allem Prunk und Glanz
Nur Leder, Zeug und eitel Firlefanz.
Gelüstet dich nach Titeln, goldnen Tressen,
So wende dich an fürstliche Maitressen.
Du rühmst das alte Blut, dem du entsprossen;
Und wär's nur durch Lukretien geflossen,
Willst eignen Werth du messen nach Vorfahren,
Zähl' jene nur, die gross und edel waren.
Geh', wenn dein altes, doch unedles Blut
Durch Schurken floss schon seit der grossen Fluth;
Geh' und behaupt', dass grad' dein Stamm anfange,
Sag' nicht, dass deine Väter Narr'n so lange.
Giebt adlig Blut, und wär es noch so alt,
Wohl Thoren, Sklaven, Schurken mehr Gehalt?
Schau Grösse an! Wo wird sie sich dir zeigen?
Bei Helden, Weisen, denen sie ja eigen.
Erob'rer sind, abrechnend Kleinigkeiten,
Dieselben stets in alt und neuen Zeiten,
Vom Macedonier, der im Rausche starb,
Bis zu dem Schweden, der sein Reich verdarb.
Ihr ganzer Lebenszweck ist hier auf Erden
Zu hassen Alle und gehasst zu werden.
Zurück schaut Keiner, vorwärts stets gewandt,
Sieht doch er mehr nicht, als was grad' zur Hand.
Der weise Staatsmann, ist er werth wohl mehr?

---

*) Eine Anspielung auf Philipp V. von Spanien, der 1724 zu Gunsten seines Sohnes abdankte und in ein Kloster ging, welches er aber noch im selben Jahre beim Ableben seines Sohnes wieder mit dem Throne vertauschte. Er war von einer ebenso kläglichen Geistes- als Gemüthsverfassung.

Schau, wie sein Auge lauernd blickt umher,
Ob Einer schlummre unbedachter Weise;
Weil Andre dumm sind, nennt man jene weise.
Wenn sie betrügen, jene morden, brennen,
Ist's nicht ein Wahnwitz, Schurken gross zu nennen?
Wer boshaft klug ist, wer aus Wahnwitz ficht,
Ist nur ein grössrer Lump, ein grössrer Wicht.
Wer edles Ziel auf edle Art erreicht,
Wer, wenn's missglückt, sich opferfreudig zeigt,
Ob er nun herrsche weise ohne Fehl,
Wie einst der gute Kaiser Mark-Aurel,
Ob er wie Sokrates hinsterbe gar,
Der Mann ist gross, ja einzig gross fürwahr!
Und was ist Ruhm! Ein eingebildet Leben,
Dem Andrer Hauch Bewegung erst kann geben;
's ist nicht in uns und lässt sich nicht vererben,
's ist ausser uns sogar schon eh' wir sterben.
Nur was du hörst, ergötzt dich, und was nicht,
Es hat für dich, für Tullius gleich Gewicht.
Was davon fühlbar wird, beschränkt erscheint
Nur auf den Freundeskreis und den der Feind'.
Den Andern, traun! gleich wesenlos vorschwebt
So Caesar's Ruhm wie Eugen's, der noch lebt.
Was kümmert's sie, ob kämpften sie, ob ruhten
Am Rubikon, ob an des Rheines Fluthen.
Ein schlauer Staatsmann wiegt doch federleicht,
Ein Kriegsheld einer blut'gen Geissel gleicht,
Das Edelste, was man auch sagen kann,
Das ist und bleibt doch der rechtschaffne Mann.
Des Schurken Namen Ruhm zurück oft ruft,
Wie das Gericht dem Leib versagt die Gruft,
Wenn, was der Erd' wär' besser anvertraut,
Die Luft verpestend, grinsend dich anschaut.*)
Der Ruhm ist eitel, den Verdienst nicht bringt,
Er schwebt um's Haupt, doch nie in's Herz er dringt;
Und gegen eine weihevolle Stunde,
Wo schwer erfüllter Pflicht man sich bewusst,
Was wiegt der Hurrahschrei der Narrenrunde?
Dies schmerzt das Ohr, doch jenes hebt die Brust.
Marcel, verbannt, geniesset höh're Freude,
Als Caesar im Senat im Purpurkleide.

*) Eine Anspielung auf die Ausgrabung der Leichen von Cromwell, Bradshaw und Ireton im Jahre 1661, am Jahrestag der Hinrichtung Karl's I. Sie wurden den Tag über in Tyburn an einem Galgen ausgestellt.

Nimmt durch Talent 'nen höhern Rang man ein,
Sprich, denn du kannst's, was heisst es, weise sein?
Zu wissen nur, dass wir nichts wissen können,
Der Andern Fehler, eigne nicht verkennen,
Und in Geschäften nutzlos sich aufreiben,
Und ohne Helfer, ohne Richter bleiben;
Der Wahrheit Freund wollt'st retten du das Land,
Gefürchtet wardst verlassen du, verkannt.
O schmerzlich Vorrecht! Schwächen zu verachten
Des Daseins und ohn' ihren Trost verschmachten.
Stell' doch zusammen dies verschiedne Glück,
Streich ab, was unächt. Sieh, was bleibt zurück?
Wie viel von Andern musst für Eins du lassen,
Wie viel verlierst du, wenn du Eins willst fassen?
Wie schwer mit diesen inn'res Glück verbinden;
Oft kostet's Leben, stets das Wohlbefinden.
Selbst wenn dir diese Dinge noch gefallen,
Sprich, wollt'st du der sein, dem sie zugefallen?
Wenn dir nach Bändern noch die Sinne stehn,
Schau doch Sir Billy*) sich mit ihnen blähn.
Zieht Mammon dich und schmutziger Gewinn,
Sieh doch auf Gripus, auf sein Weib sich hin.**)
Lockt dich Verdienst? Schau Bacon dir doch an,
Welch weiser, glänzender, welch schwacher Mann!
Wünschst du, dass später noch dein Nam' bekannt?
Auf Cromwell schau, zu ew'gem Ruhm verdammt.
Reizt alles dies noch deines Ehrgeiz's Trachten,
Lehrt die Geschichte dich, all dies verachten.
In jenen schau', die dort durch Ruhm dich blenden,
Des Glückes falsche Skala sich vollenden.
Den Günstling schau, wie täuscht er das Vertraun
Des Fürsten, der auf ihn sein Glück möcht' baun!
Den Schelm sieh dort im Arm der Fürstin liegen,
Er sinnt nur nach, sie schnöde zu betrügen.
Schau nur, auf welch gemeinem, schmutz'gem Pfad
Fast jeder sich den Ruhm erschlichen hat.
Gemeiner Anfang wird fast stets sich zeigen,
Wie einst aus Seetang musst' Venedig steigen.
Sieh, Schuld und Grösse innig sind verwebt,

*) Sir William Yonge ist hier gemeint, ein gewandter Höfling, aber ohne allen Charakter, der seine mittelmässigen Talente, zu denen eine gewisse Leichtigkeit der Rede gehörte, im Dienste seines Patrons, des Ministers Walpole, vernutzte.

**) Nach der Ansicht Einiger waren hier Mr. Wortley Montagu und Lady Mary, dessen Frau, gemeint.

Als Mensch verliert er, der als Held aufstrebt.
Mit Gold erkauft sind und der Menschheit Wunden
Die Lorbeern, die Europa hat gewunden.
Dann sieh sie, früh ergraut, in Wollust sinken,
Der Länder Raub verjubeln und vertrinken.
O schnödes Gut, das nie ein Ruhmesschein
Von der verdienten Schande kann befrein!
Was ihrer harrt noch, welcher Zeitvertreib?
Ein gier'ger Günstling, ein herrschsücht'ges Weib
Wird sich in ihre Prunkgemächer schleichen,
Und selbst im Schlaf von ihrer Seit' nicht weichen.
Und willst du schliesslich dann das Facit ziehn,
Was ist das Ende aller dieser Mühn?
Ein Blatt in der Geschichte, das erzählt,
Wie sich in ihnen Ruhm und Schmach vermählt.

So wisse denn, und damit dich bescheid',
Die Tugend nur gewährt Glückseligkeit;
In ihr allein menschliches Glück verweilt,
Und kostet Gutes, nicht von Schmerz ereilt;
Der Lohn wird hier nur dem Verdienst bestimmt,
Beglückt, indem es giebt, indem es nimmt,
Die Freude ohne gleichen beim Gelingen,
Ein Misserfolg kann niemals Schmerzen bringen;
Nicht Uebersätt'gung giebt's bei stet'gem Glück,
Und neuen Sporn bringt jedes Missgeschick.
Die laut'ste Freude Narrheit mag gewähren,
Doch lieblicher sind selbst der Tugend Zähren;
Das Gute ist an keinen Ort gebunden,
Wird stets geübt und lässig nie befunden,
Erhoben nie, weil Andre sind bedrückt,
Nie missgestimmt, weil Andere beglückt,
Kein Mangel kann, kein Wunsch hier mehr beschweren,
Als höchstens der, die Tugend noch zu mehren.

Das ist das Glück, das Allen Gott geschenkt,
Ein Jeder fühlt's und kennt's, der fühlt und denkt;
Doch arm im Glück und blind mit vielem Wissen,
Wird es ein Schlechter ewiglich vermissen.
Der Gute, ungelehrt selbst, leicht es findet,
Denn, keiner Sekte Sklav, lässt unergründet
Er alle Seitenpfad', sucht in Natur
Und in sich selbst des ew'gen Schöpfers Spur,
Durchläuft die Kett', die alles Sein umschlingt,
Vom Menschen er bis hin zur Gottheit dringt,
Sieht, dass kein Glück ein Wesen hier erfreut,
Das Segen nicht auf Andre auch ausstreut,

Aus der Verein'gung, die auf all' erstreckt,
Lernt er, was Gott mit unsrer Seel' bezweckt,
Sieht Anfang, Ende aller edlen Triebe
Nur in der Gottes-, in der Nächstenliebe.
Ihn führt empor die Hoffnung, leicht beschwingt,
Und seine Seele weit und weiter dringt,
Bis endlich all sein Sehnen wird gestillt,
Indem der Glauben seine Brust erfüllt.
Er sieht, warum Natur in uns allein
Die Hoffnung und den Glauben legt' hinein,
Die Hoffnung auf ein Glück, das nah zur Hand,
Den Glauben an ein Glück, noch unbekannt.
(Natur, vor der sich alles Andre beugt,
Da, wer ihr folgt, auch stets sein Ziel erreicht.)
Welch weise Gabe! In ihr wird gefunden,
Was gross in Glück und Tugend, eng verbunden.
Den höchsten Wunsch dereinst erfüllt zu sehn,
Ist stärkster Grund, dem Nächsten beizustehn.
Wenn so aus Selbstlieb' Nächstenlieb' entkeimt,
Des Nächsten Glück dir dann dein eignes scheint.
Ist's zu begrenzt dem unbegrenzten Triebe,
Schliess deinen Feind mit ein in deine Liebe;
Was nur die Welt umfasst an Leben, Sein,
In ein System des Wohlwoll'ns schliess es ein;
Und mild steh hinter glücklich nicht zurück.
Mildthätigkeit sei unser höchstes Glück.
Vom Universum Gottesliebe steigt
In's Einzelne. Des Menschen Lieb' sich zeigt
Beschränkt auf sich, dann aber weiter strebt
Sie bis zu dem, was ausser ihr noch lebt.
Selbstlieb der Tugend einzuschlafen wehrt,
Sowie ein Stein den Wasserspiegel stört;
Bewegt ein Punkt sich, gleich sich zeigt ein Kreis,
Ein zweiter folgt, wie viele noch, wer weiss?
Freund, Bruder, Nachbar möcht' sie so umfassen,
Den Landsmann dann, dann alle Menschenracen;
Und weiter noch, des Menschen Herzens Raum,
Die Welt der Kreaturen füllt es kaum.
Die Erde lächelt, so von Glück erfüllt;
Der Himmel sieht in ihrer Brust sein Bild.
Komm' denn, mein Freund, mein Genius, komm mit mir,
Mein Meister, sieh, dies Lied ich sang es dir!
Und wie die Muse sinkt bald, bald sich hebt
Vom nieder'n Sein zu dem, was rühmlichst strebt,
Lehr' mich, wie du, da Weisheit ja dein eigen,

Mit Würde fallen und mit Gleichmuth steigen,
Die Barke steuern wolle mich belehren,
Vom Ernst zum Scherz, vom Leichten zu dem Schweren,
Geistvoll korrekt, beredt mit leichtem Fluss,
Streng logisch klar und glatt aus einem Guss.
Sprich, während weithin auf dem Strom der Zeiten
Dein Name ruhmvoll lange noch mag gleiten,
Darf meine Barke folgen dir von weitem,
Durch Kämpfe, durch Triumphe dich begleiten?
Wenn deine Feind', von Kindern drob geschmäht,
Dass Feind sie waren, längst der Tod gemäht,
Soll dann dies Lied verkünden allen Wesen,
Dass du mir Führer, Lehrer, Freund gewesen,
Dass ich, durch dich erregt zu neuem Feuer,
Zu höherm Schwung gestimmt hab meine Leier?
Nicht rührend blos durch meiner Töne Spiel
Die Phantasie, nein, menschliches Gefühl,
Dass alles, was sich Wahnwitz ausgeklügelt,
Ich durch Natur hab' und Vernunft gezügelt,
Beweisend gegen Dünkel, Uebermuth,
Dass, was da ist, so wie es ist, ist gut;
Affekt, Vernunft, zwei Kräfte unsres Seins,
Dass sie in Wahrheit nur ein Ziel erstreben;
Dass wahre Selbst- und Nächstenlieb sind eins,
Dass wahres Glück mit Tugend nur kann leben,
Dass ohne sie man jenes stets wird missen,
Dass Selbsterkenntniss ist all unser Wissen.

Schlussbetrachtung.

Wir haben uns die Beleuchtung der Ansichten Schlosser's über den *Essay on Man* bis zu dieser Stelle aufgespart; die vollständige Bodenlosigkeit seiner Ausführungen wird, nachdem wir das Gedicht mitgetheilt, um so leichter in die Augen springen.

Schlosser hat sich übrigens die Sache sehr leicht gemacht, nur in den wenigsten Fällen hat er es der Mühe werth erachtet, Belegstellen für seine Behauptungen aus dem Gedicht selbst anzuführen. Entweder war aber eine vollständig einseitige, nicht zum Sinne des Vorhergehenden passende Auffassung oder aber eine Verdrehung Pope'scher Worte dazu erforderlich.

Eine eingehende Widerlegung bedarf dieses Schlosser'sche Exposé nicht, nur eine Abfertigung. Wir werden uns daher der Hauptsache nach darauf beschränken, den verschiedenen Schlosser'schen Behauptungen Pope'sche Verse gegenüberzustellen, die das direkte Gegentheil besagen. Einem aufmerksamen Leser vorstehenden Gedichts wird es leicht sein, denselben noch eine Anzahl anderer hinzuzufügen.

> (Schlosser.) „Pope's Versuch über Natur und Bestimmung des Menschen ist uns in Rücksicht unseres eigentlichen Zweckes weit wichtiger, als die vorher erwähnten Stücke. Wir haben nämlich ganz allein die

Entstehung und den Fortgang des geistigen Kampfes gegen die überlieferten und herrschenden Grundsätze nachzuweisen, auf welchem die Hierarchie oder die Kirche, folglich nach der im Mittelalter zwischen Staat und Kirche geknüpften engen Verbindung die ganze gesellschaftliche Ordnung beruhte. In dieser Beziehung ist das Gedicht des vorsichtigen, ängstlichen Katholiken doppelt bedeutend.

Milder, freundlicher, gemässigter, einnehmender konnte man die Theorie eines Bolingbroke nicht in das praktische Leben bringen, als in dem *Versuch über den Menschen* geschieht. Es wird hier der Grundsatz, zu dem sich später ein Holbach, Helvetius bekannte, nicht schroff ausgesprochen, sondern er wird in schönen Versen verhüllt. Der Satz nämlich, dass nicht Gott und die Menschheit, wie der Christ sich ausdrückt, oder der Staat und der Ruhm bei der Nachwelt, wie die Besseren unter den Alten lehrten, Ende und Ziel jedes Menschenlebens sein soll, welches wahrhaft menschlich genannt zu werden verdient, sondern dass sich Alles, was wir denken und fühlen, nur auf unsere Behaglichkeit und Persönlichkeit bezieht."

Pope sagt fast ermüdend oft das direkte Gegentheil von dem, was ihn hier Herr Schlosser sagen lässt, so dass es uns schwer ankommt, dies noch besonders zu erweisen. Man lese unter anderem folgende Stellen: Ep. I, V. 120—125, V. 169—179; V. 194—195. Ep. II, V. 51 etc. Ep. III, V. 30 etc. bis V. 50 etc. etc. In Bezug auf Pope's Ansichten über den Werth des Ruhmes lese man Ep. IV, V. 253—64 in Verbindung mit V. 273—280. Dass Pope einem Cromwell, dem Königsmörder, keinen beneidenswerthen Ruhm zuerkennen will, ist Parteiansicht, die wir nicht vertheidigen wollen, die aber noch heute in England und sonstwo Vertreter findet. Wenn Pope militairischen Ruhm allzugering schätzt, so vergesse man nicht, dass in seine Jugendzeit die Raubkriege Ludwigs XIV. fielen. Dass er aber auch im Feldherrn, wenn er es verdiente, den Menschen ehrte, beweist die Stelle der IV. Ep. V. 107—111.

(Schlosser.) „Um uns selbst, als dem Ende und Ziel, werden hier in zierlichen Versen Gott und die Welt, unsere Pflichten gegen die Nächsten und alle Gefühle, welche die Religion, die Poesie, die Philosophie in gebildeten Seelen wecken, in einem Kreise vereinigt; Aufopferung und Selbstbetrachtung werden Thorheiten beigezählt."

Wenn Pope wirklich Selbstbetrachtung den Thorheiten beigezählt hätte, so hätte er selbst diese Thorheit im ausgedehntesten Masse begangen, denn ist nicht sein *Essay über die Natur und den Zweck des Menschen* in erster Linie Selbstbetrachtung? Man lese übrigens Ep. IV, V. 247—252; Ep. III V. 326—342 etc. etc.

(Schlosser.) „Jemehr sich Pope sträubt, den wahren Sinn der neuen Weisheit zu enthüllen, desto mehr wird es Pflicht für uns, aus diesem berühmten, im orthodoxen England klassischen, im frommen Deutschland gepriesenen Versuch über das Wesen der Menschheit zu beweisen, dass er dieselbe Lehre enthält, die wir hernach bei den Schriftstellern der pariser guten Gesellschaft wieder finden werden. Was Pope in schönen Versen lehrt, wird überall und zu jeder Zeit durch Erziehung und Gewohnheit den Gemüthern der reichen, vornehmen, bevorrechteten Klassen von Jugend auf eingeprägt, es wird ihnen gewissermassen angeboren, die Ueberzeugung nämlich, dass sich alles nur um sie selbst, um ihre Angehörigzn drehe, dass jeder Vortheil und Vorzug ihnen gehöre."

Schon aus den oben angeführten Stellen ergiebt sich das Bodenlose dieser Behauptungen, die, gelinde beurtheilt, einfach lächerlich sind. Fast die ganze 4. Epistel straft diese Schlosser'schen Ausführungen Lügen. Wir verweisen noch zum Ueberfluss auf folgende prägnante Stelle hin: Ep. IV, V. 261—216.

(Schlosser.) „Pope's Gott und der Glaube an ihn gleicht ganz Voltaire's Deismus, welcher bekanntlich ganz selbstsüchtig ist. Pope wie Voltaire erkennt nur eine Art Religion; er spottet, das Gemüth verkennend, der Andacht schwacher, aber frommer Seelen bitterlich, weil sie

äusserer und sinnlicher Mittel bedürfen, um ihre Gedanken über die Sinnenwelt zu erheben. Pope sagt nämlich gerade heraus, dass der Kinder Klapper und Steckenpferd, der Männer Ordensbänder, Uniformen und Putz und der Greise Rosenkranz und Gebetbuch, eins wie das andere, Kinderspiel seien."

Es ist hier einer der wenigen Fälle, von denen wir vorher gesprochen. Schlosser spielt hier nämlich auf die Endverse der zweiten Epistel an. Pope redet darin von den verschiedenen Aeusserungen der menschlichen Thorheit. Durfte Herr Schlosser es übersehen, dass bei einer Anzahl alter Kinder Rosenkranz und Gebetbuch ein ähnlicher Zeitvertreib ist wie das Spielzeug bei jungen? Von einem Historiker hätte man einen tieferen Einblick in das menschliche Gemüth erwarten sollen. Eine Missdeutung dieser Stelle war überdies vollständig ausgeschlossen bei einem Dichter, der gerade in diesem Gedicht die Wege der Vorsehung menschlichem Hochmuth gegenüber vertheidigt, der an mehr als an einer Stelle die Gottesverehrung anpreist, die freilich nicht im sinnlosen Herplappern von Gebeten bestehen soll.

Man vergleiche zum Ueberfluss ausser den schon oben angeführten Stellen noch folgende: Ep. I, V. 120—145, dann die Anfangsverse der dritten Epistel, die an jene so einseitig ausgelegten Verse der zweiten Epistel wieder anknüpfen.

(Schlosser.) „Zu diesem Grundsatz passt dann auch des Dichters Ansicht von der Entstehung der ganzen gesellschaftlichen Verbindung unter den Menschen vom Ursprunge der Künste und Wissenschaften. — —

Mit der Erklärung der Entstehung der gesellschaftlichen Ordnung hängt genau zusammen, dass nach Pope Despotismus und Freiheit nicht entgegengesetzte, sondern gleichartige Erscheinungen sind, beide haben ihren Ursprung in der Selbstliebe. Selbstsucht wird also von dem liebenswürdigen Menschenfreund zur Mutter aller Künste, Wissenschaften und Tugenden gemacht, statt dass man sonst das Laster und den Despotismus aus Alles verschlingender Selbstsucht, die Tugend und die Freiheit

dagegen aus der Ueberzeugung, dass der Einzelne nur als Glied der gleichberechtigten Gesammtheit Sicherheit, Ruhe und Glück finden könne, herleitete."

Pope und sein Kritiker Schlosser sind schon seit geraumer Zeit aus dem Leben geschieden. Zu Beider Lebzeiten war die angeregte Frage über die Selbstsucht als Motiv zu den menschlichen Handlungen noch eine offene. Wenn seitdem aber die Wissenschaft sich zu Gunsten der von Pope vertretenen Ansicht entschieden hat, der doch über hundert Jahre früher als Schlosser lebte, so ist damit ein neuer Beleg von Pope's echt dichterisch divinatorischer Begabung geliefert. Die Frage halten wir aber durch die neuern Forschungen besonders auf den Gebieten der Geologie und Anthropologie für entschieden, auch ohne dass wir nöthig hätten, an die Worte zu erinnern, mit denen ein berühmter Gelehrter vor mehreren Jahren in London eine Versammlung von Geologen eröffnete. Gestützt auf handgreifliche Belege sagte derselbe nämlich ungefähr Folgendes: „Meine Herren, es ist leider ein unbestreitbares Faktum: das erste Gefühl des Menschen war nicht den Menschen zu lieben, sondern ihn zu fressen."

Wir haben schon an verschiedenen Stellen darauf hingewiesen, wie Pope gerade in der Erweiterung der Selbstliebe zur Nächstenliebe die fortschreitende Civilisation erkennt, als dass wir noch nöthig hätten, hier darauf näher einzugehen. Man lese zum Ueberfluss Ep. III, V. 270 etc. bis zum Schluss der Epistel, besonders aber die Stelle V. 331—342; dazu noch Ep. II, V. 285—290 und Ep. IV V. 353—368.

Wie sehr aber, trotz der Annahme, dass die Selbstsucht die ursprüngliche Triebfeder der menschlichen Handlungen gewesen ist, Pope Optimist ist, ersieht man am besten aus seiner Schilderung des Urzustandes der Menschheit (Ep. III, V. 176—177), die freilich der Wirklichkeit wenig entsprochen haben mag. (Schlosser.) „Daraus folgt natürlich, dass für Pope wie für Voltaire Selbstentäusserung, religiöse, poetische, philosophische Begeisterung, das, was man, vielleicht mit einem etwas mystischen oder mönchischen Ausdruck Selbstbeschauung nennt, kurz dass alles Ideale, jedes

über das unmittelbar und sinnlich Gegebene, über das im Leben Erreichbare hinausgehende Streben nicht blos Unsinn, sondern sogar Wahnsinn sei. Dies sagt Pope in seinem Gedicht, wenn er des Plato und der Platoniker spottet."

Zu dieser Stelle lese man Ep. IV, V. 434—470, dann die Stelle, auf die Schlosser hinweist, Ep. II, V. 24—38. Es steht gerade das direkte Gegentheil darin von dem, was Schlosser herausgedüftelt hat. Pope redet nämlich vom Menschen als Gattungsbegriff, wie er einmal das Höchste zu erstreben suche, (und dazu feuert Pope an,) und wie er dann wieder in Thorheiten verfalle. Er spottet keineswegs der Platoniker, er hält vielmehr ihre Bestrebungen als das Höchste im Reich des Idealen.

Ein Platonischer Lehrsatz dient überdies dem ganzen *Essay*, wie schon früher ausgeführt, zum Fundamente.

Nur eine bis zur Tollheit gesteigerte Verliebtheit in seine Schablone konnte den Herrn Professor, wenn anders er des Englischen genügend Herr war, so mit Blindheit schlagen.

> (Schlosser.) „Selbstsucht und Vernunft sind dem Dichter nichts anderes als zwei Federn, welche die Maschine des menschlichen Lebens treiben, das der ersteren wie der letzteren ganz nothwendig bedarf und ohne beide nicht denkbar ist. Ein völliger Sieg der Vernunft, ein Gleichgewicht im Menschen ist nach ihm, nicht wie die Christen sagen, Stand der Unschuld, Rückkehr ins Paradies, sondern vielmehr ein Unding oder ein lächerlicher Traum."

Ein vollständiger Sieg der Vernunft soll also nach der Auffassung der Christen Stand der Unschuld, Rückkehr in's Paradies sein? So will es wenigstens Schlosser. Nun, das muss ein sonderbarer Christ sein; ein gläubiger ist es gewiss nicht.

Abgesehen übrigens von diesem unerfindlichen Satz und von der schiefen Auffassung des Menschen als einer Maschine, die Pope vollkommen fremd ist, hat Schlosser an dieser einzigen Stelle in seinem ganzen Aufsatz einen Pope'schen Gedanken annähernd richtig, wenn auch einseitig aufgefasst, wiedergegeben.

Pope schildert nämlich Ep. II von V. 61 an, wie zwei sich widerstrebende Triebe in unserer Natur sich vorfinden: Selbstliebe, die zum Handeln antreibt und auf das Naheliegende sieht, und Vernunft, die überlegend zurückhält und das Zukünftige im Auge behält. Den ersten Trieb hält er für den ursprünglich stärkeren. Seine ganze Erörterung geht nun darauf hinaus, zu zeigen, wie man den zweiten stärken und seine Herrschaft vermehren soll. Einen vollständigen Sieg desselben hält er freilich nicht für möglich und auch nicht für wünschenswerth. Denn einmal ist er nicht stark genug, und dann auch hat er nicht den Beruf, die verschiedenen Leidenschaften, die nur verschiedene Arten der Selbstliebe sind, und die zum menschlichen Wesen gehören, zu unterdrücken; er soll sie nur bändigen. Ausserdem ist ihm die Vernunft, wenn auch das Höchste in unserer menschlichen Sphäre, keineswegs infallibel. Ep. III, V. 95, Ep. II, V. 170–185.

Dies ist auch gerade der Punkt, wo die Orthodoxie mit Glück einsetzt, um mit Hülfe der oben angezogenen Verse der IV. Epistel Pope als einen der ihrigen zu reklamiren.

Nachdem wir nothgedrungen uns so eingehend mit den Verunglimpfern der Pope'schen Muse beschäftigt haben, deren Entlarvung schon lange eine Ehrenschuld deutscher Wissenschaft war, wollen wir es uns nicht versagen, dem Leser ein Urtheil über Pope von seinem enthusiastischsten Verehrer aus der neueren Zeit mitzutheilen.

Lord Byron schrieb im Jahre 1820: „Weder Zeit noch Entfernung noch Alter können jemals meine Verehrung für denjenigen verringern, der der grösste Moral-Dichter aller Zeiten, aller Himmelsstriche. aller Gefühle und aller Phasen menschlicher Existenz gewesen ist. Das Entzücken meines Jünglingsalters, das Studium meiner Mannesjahre, wird er (falls es mir vergönnt ist, es zu erreichen) der Trost meines Greisenalters sein. Seine Dichtungen sind ein Buch des Lebens. Ohne Religion zu predigen und doch auch ohne sie zu vernachlässigen, hat er doch alles, was ein guter und grosser Mann an moralischer Weisheit auffinden kann, zusammengestellt und in vollendeter Schönheit zur Darstellung gebracht. W. Temple bemerkt,

dass von allen Gliedern der menschlichen Gesellschaft, die im Zeitraum eines Jahrtausend leben, für einen, der fähig ist, ein grosser Dichter zu werden, tausend geboren werden, welche befähigt sind, so grosse Generale und Staatsmänner zu werden, wie irgend welche in der Geschichte. Dies ist eines Staatsmanns Ansicht über Poesie, sie ist ehrenhaft für ihn und für die Kunst. Solch ein Poet von tausend Jahren war Pope, und tausend Jahre werden dahin rollen, bis ein zweiter in unserer Literatur erwartet werden darf. Aber sie kann sie entbehren. Er ist selbst eine Literatur."

Wenn wir auch gern einräumen, dass dies Lob übertrieben ist, so geben wir doch keineswegs zu, dass Byron sich dessen bewusst gewesen ist. Vielleicht mag ihn die gänzlich unmotivirte Missachtung, die man dem Dichtergenius Pope's zu Theil werden liess, zu so überschwänglichen Ausdrücken, ihm selbst unbewusst, verleitet haben.

Eie Begeisterung Byron's für Pope ist überdies psychologisch leicht erklärlich.

Zunächst steht wohl fest, dass ein Genie für das andere ein grösseres Erkennungsvermögen besitzt, als so und so viel Kritikaster und Pedanten zusammengenommen. Sobald Byron aber in Pope ein solches erkannt hatte, musste Pope in seinen Augen um so höher steigen, jemehr er sich bewusst wurde, dass Pope in seiner grossartigen Regelmässigkeit und Beharrlichkeit, in seinem vollständigen Sichversenken in seinen Gegenstand ihm ein unerreichbares Vorbild bleiben würde, ihm, dem durch das Unstäte seines Charakters von Natur aus die Regellosigkeit, vielleicht gegen seinen Willen, gleichsam zur Regel gemacht war.

Wenn uns nun auch der eine Zweck dieser Arbeit, die schiefen Urtheile über Pope zu berichtigen, gelungen zu sein scheint, und wir glauben dies um so mehr, weil wir unsere Ansichten noch viel gründlicher belegen können, als es der Umfang und der Hauptzweck dieses Werkes erlaubte, so wissen wir doch nicht, ob dieser letztere, den deutschen Leser durch die mitgetheilten Werke Pope's für den Dichter selbst zu interessiren, auch in gleicher Weise erreicht ist

Sollte dies nicht der Fall sein, so wolle man die Schuld lediglich der Mangelhaftigkeit unserer Uebersetzung beimessen; denn wenn letztere auch an manchen Stellen dem Original gleich kommt, an einigen wenigen es vielleicht überflügelt, so bleibt sie doch viel häufiger weit hinter demselben zurück, besonders was Präzision und Eleganz der Diktion und Knappheit und Schärfe des Ausdruckes anlangt.

In jedem Falle aber mag dann unsere Arbeit eine Anregung für das gebildete deutsche Publikum sein, sich dem Studium der englischen Sprache und Literatur mit grösserem Eifer zu widmen, als es heutzutage geschieht. Denn so stolz wir auch auf unsere deutsche Literatur sein mögen, sie steht, besonders was Reichhaltigkeit anlangt, aber auch in Bezug auf Tiefe, einige Werke ausgenommen, hinter der englischen zurück.

Eine solche nähere Bekanntschaft mit den Geisteswerken der englischen Nation wird aber auch in Deutschland die Ueberzeugung befestigen, dass ein so durch und durch germanisches Volk (und auch Pope ist trotz seiner französirenden Form in Bezug auf Gedanken, Anschauungen und Ideenkombinationen durchaus germanisch) unmöglich auf die Dauer in einer so absprechenden Stellung Deutschlands friedlichen Bestrebungen gegenüber verharren kann. England wird sich der Einsicht nicht entziehen können, dass das Liebäugeln mit einer Nation, die die Reste ihres Frankenthums absichtlich durch celtisches Wesen mehr und mehr überwuchern lässt, und welche den geschworenen Feinden des gesunden Fortschrittes, und zwar zum Theil wenigstens aus Hass gegen Deutschland, ihre ganze Zukunft in seltener Verblendung überantwortet, eine Verirrung gewesen ist für eine Nation, welche, wie die englische, an der Fortentwickelung menschlicher Civilisation in so hervorragender Weise betheiligt ist.

Wenn aber eine solche Ueberzeugung sich allgemeiner unter den Engländern wird Bahn gebrochen haben, so werden auch sie dahin kommen, deutsches Wesen und deutsche Verhältnisse unparteiisch zu betrachten und vielleicht dadurch einsehen lernen, dass manches, was nicht spezifisch englisch ist, trotzdem gut, ja nachahmenswerth sein kann.

Ehe es dahin kommt, gilt es mit einer Anzahl durch Alter und Gewohnheit lieb gewordener Vorurtheile aufzuräumen, was freilich den Engländern mehr als einer andern Nation schwer zu sein scheint.

Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

